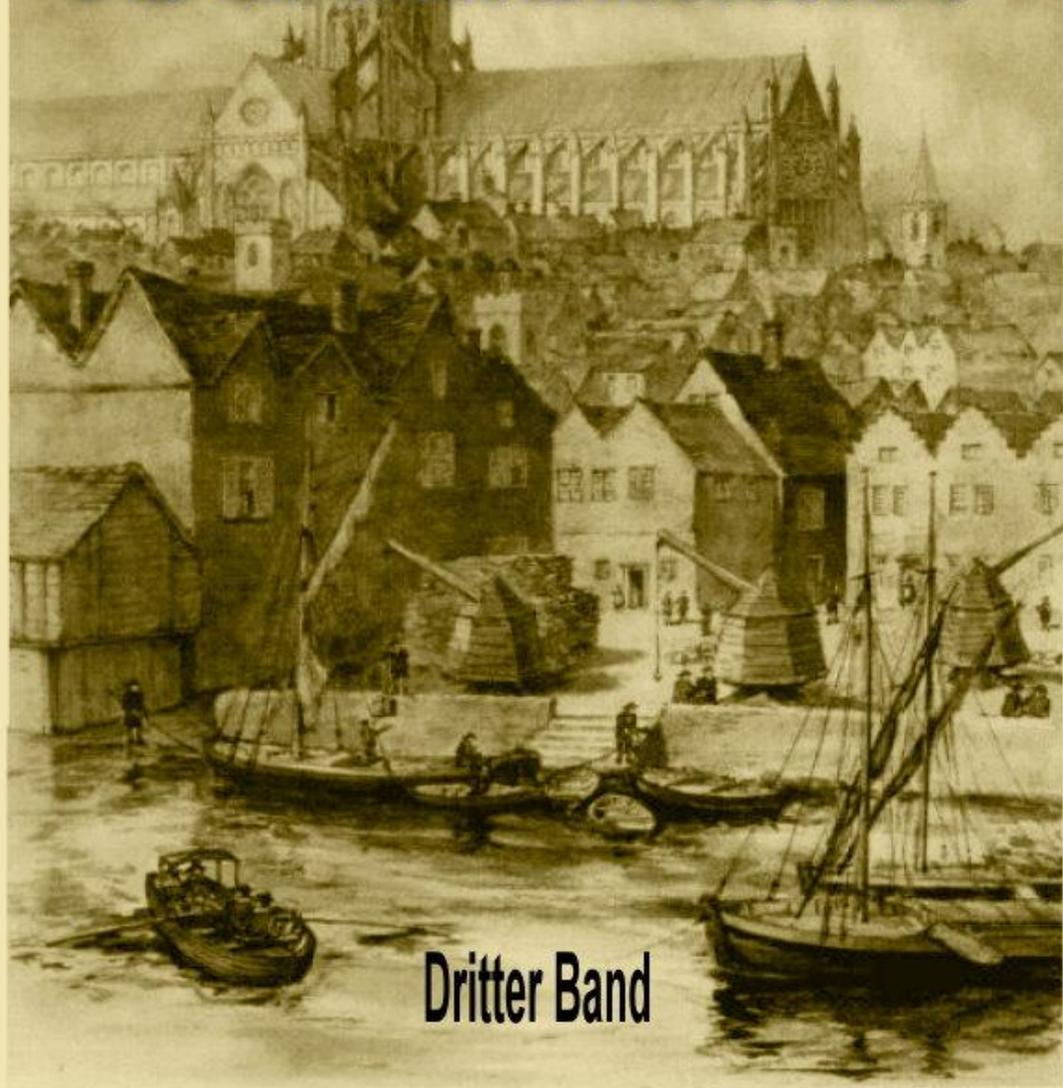


**Die**

William Harrison Ainsworth

**Sternkammer**



**Dritter Band**



William Harrison Ainsworth

# **Die Sternkammer**

## **Band 3**

Ein historischer Roman

Christian Ernst Kollmann Verlag  
Leipzig, 185



# Inhalt

Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	11
Drittes Kapitel	21
Viertes Kapitel	26
Fünftes Kapitel	37
Sechstes Kapitel	50
Siebentes Kapitel	57
Achtes Kapitel	63
Neuntes Kapitel	72
Zehntes Kapitel	77
Elftes Kapitel	90
Zwölftes Kapitel	95
Dreizehntes Kapitel	102
Vierzehntes Kapitel	108
Fünfzehntes Kapitel	115
Sechzehntes Kapitel	124
Siebzehntes Kapitel	132
Achtzehntes Kapitel	136



# Erstes Kapitel

## Gift

Die Ausführung des verbrecherischen und rachsüchtigen Planes der Lady Lake würde nach der von dem Lord Roos erlittenen Niederlage nicht lange aufgeschoben worden sein, hätte sich ihr Gemahl nicht entschlossen widersetzt. Dies mag überraschend erscheinen von einem Mann, der so gänzlich unter der Herrschaft seiner Frau war, wie Sir Thomas; aber je mehr er über die möglichen Folgen des Planes nachdachte, desto mehr wurde er demselben abgeneigt. Als er alle Gründe vergebens sah, seine Gemahlin von ihrem Vorhaben abzubringen, fand er endlich so viel Entschlossenheit, dasselbe ausdrücklich zu verbieten.

Aber das Vorhaben wurde nur verzögert und nicht gänzlich aufgegeben. Lady Lake hielt das erdichtete Bekenntnis beständig in Bereitschaft, um es bei der ersten günstigen Gelegenheit zum Vorschein zu bringen.

Lady Roos war der Maßregel nicht weniger abgeneigt als ihr Vater, obwohl Lady Lake ihrem Gemahl das Gegenteil vorgestellt hatte; aber gewöhnt, den Wünschen ihrer Mutter blind zu gehorchen, ließ sie sich leicht bewegen, in den Plan einzustimmen, besonders da das erdichtete Bekenntnis ihren Gemahl nicht zu verletzen schien, für welchen sie, obwohl sie es nicht kundzugeben wagte, eine innige und unveränderliche Neigung zeigte. Ihr Herz war so völlig gebrochen bei dem langen und schmerzlichen Kampf, dass sie nun völlig gleichgültig bei dem Erfolg war.

Eine Zeit lang war ihre Gesundheit unter den schweren Prüfungen, die sie zu erdulden hatte, gewichen; aber plötz-

lich zeigten sich gefährlichere Symptome. Sie wurde so unpässlich, dass sie ihr Zimmer nicht verlassen konnte. Sehr niederdrückend in seinen Wirkungen, glich der Anfall dem Fieber. Sie wurde von nicht zu löschendem Durst, von glühendem Schmerz, von Klopfen in den Schläfen und von heftigen Schlägen des Herzens gequält. Die Mittel die Lukas Hatton anwendete, der beständig in Ihrer Nähe war, brachten ihr keine Linderung. Auch dürfen wir uns nicht darüber wundern, da wir mit dem Geheimnis seiner schwarzen Tat bekannt sind. Im Gegenteile wurde das Fieber immer heftiger, und nach Verlauf von vier Tagen unausgesetzter Qual, wovon der Urheber des Unheils mit zynischer Gleichgültigkeit Zeuge war, wurde es klar, dass der Fall ein verzweifelter sei.

Von Anfang an war Lady Lake sehr unruhig gewesen, denn bei all ihren Fehlern war sie eine zärtliche Mutter, obwohl sie eine seltsame Art hatte, ihre Zärtlichkeiten zu zeigen. Sie ließ es nicht an Aufmerksamkeit für die Leidende fehlen und verließ fast nie ihr Bett. Nach einigen Tagen, die sie damit hingebracht hatte, für ihre Tochter zu sorgen, unterlag sie selber einem ähnlichen Krankheitsanfall. Dasselbe verzehrende innere Feuer tobte in ihren Adern, derselbe unerträgliche Durst quälte sie. Nicht länger imstande, ihre Aufgabe zu erfüllen, vertraute sie dieselbe Sarah Swarton an und zog sich in ein anderes Zimmer zurück, welches vermöge einer Seitentür, die mit einem Vorhang versehen war, mit dem der Lady Roos in Verbindung stand.

Ihre Gebieterin ergeben, würde Sarah Swarton ihr Leben aufgeopfert haben, um ihre Gesundheit wiederherzustellen. Es lag ihr nichts daran, wenn das Fieber auch ansteckend war. Die Milde und Resignation der unglücklichen Dame,

wodurch Lukas Hatton nicht bewegt wurde, pressten ihr Tränen aus. Mit unerheblichem Kummer sah sie sie Tag für Tag langsam, aber sicher ins Grab sinken. Für Lady Roos war Sarah Swartons Gegenwart ein unaussprechlicher Trost. Das Mädchen stand weit über ihrem Stand, hatte ein angenehmes Gesicht, ein einnehmendes Wesen und besaß die sanfte Stimme, die so besänftigend ist für das Ohr des Schmerzes. Aber der vorzüglichste Trost, den Lady Roos von Sarah Swartons Gesellschaft entlehnte, war die Gelegenheit, sich über ihren Gatten gegen sie auszusprechen und ihren Kummer in ein mitfühlendes Ohr zu ergießen. Lord Roos war seit ihrer Krankheit nie in die Nähe seiner Gattin gekommen – auch hatte er sich, so viel sie erfahren konnte, nicht nach ihr erkundigt; aber ungeachtet seines herzlosen Benehmens war es ihr lebhafter Wunsch, ihn noch einmal zu sehen, ehe sie sterbe, und einige letzte Worte in sein Ohr zu flüstern. Sie sprach diesen Wunsch so lebhaft gegen ihre Vertraute aus, dass diese ihn, wenn möglich, zu erfüllen versprach.

Eine Woche, – der Unfall unheilvolle Zeitraum, den Lukas hat schon bestimmt hatte – war beinahe vergangen. Es ließ sich nicht länger bezweifeln, dass man nicht zögern dürfe, wenn der letzte Wunsch der Lady Roos erfüllt werden solle.

Die arme Leidende war zu einem Skelett abgemagert; ihre Wangen waren hohl, ihre Augen tief eingesunken, obwohl von unnatürlichen Glanz, und ihre Gestalt so geschwächt, dass sie sich kaum von ihrem Kissen erheben konnte.

Sarah Swarton beschloss hierauf, ihren Auftrag auszurichten; aber ehe sie es tat, suchte sie eine Unterredung mit Lady Lake, um ihr einen schrecklichen Verdacht mitzuteilen, den sie gegen Lukas Hatton zu hegen begann. Sie würde dies

früher getan haben, aber es war beständig eine unüberwindliche Schwierigkeit vorhanden, einige Worte allein mit ihrer Dame zu reden. Der Apotheker ging beständig von einem Zimmer zum anderen und hielt sich in der Nähe der Betten seiner Patientinnen auf, als fürchte er, sie einen Augenblick zu verlassen. Auch schien er Sara mit Misstrauen zu betrachten. Aber nun war er hinausgegangen, und sie beschloss seine Abwesenheit zu benutzen, um Ihre Mitteilungen zu machen.

## Zweites Kapitel

### Gegengift

Die körperlichen Leiden, welche Lady Lake erduldeten, wurden von ihrer Seelenqual noch übertroffen. Während das Gift in ihren Adern wütete, entflammte das Verlangen nach Rache ihre Brust und sie fürchtete, sie könnte sterben, ohne dasselbe zu befriedigen. Sie machte sich nun bittere Vorwürfe, ihren rachsüchtigen Plan aufgeschoben zu haben. Mehr als einmal beriet sie sich mit Lucas Hatton, als er an ihrem Bett stand und mit seinem gewohnten höhnischen Lächeln auf den Lippen den Fortschritt seines teuflischen Werkes beobachtete, über die Möglichkeit, wenn auch nur auf eine Stunde ihre Kräfte wieder herzustellen, um den Schlag ausführen zu können. Aber er schüttelte den Kopf und riet ihr zu warten. Warten aber wollte sie nicht und sie wurde endlich so ungeduldig, dass er einwilligte, den Versuch zu machen, indem er ihr sagte, er wolle einen Trank bereiten, der ihr auf eine kurze Zeit neues Leben wiedergeben werde, doch könne er für die späteren Folgen nicht einstehen. Dies war genug. Sie nahm das Anerbieten begierig an. Rache musste sie haben, möge es kosten, was es wolle. Um den Trank zu bereiten, der diese kurze Heilung bewirken sollte, hatte Lucas Hatton ihr Zimmer verlassen, sodass Sara Swarton nun freien Spielraum hatte.

Durch den plötzlichen Eintritt und das Aussehen des Mädchens erschreckt, fragte Lady Lake ängstlich, wie sich ihre Tochter befinde.

»So gut sie sich unter diesen Umständen befinden kann, versetzte Sara Swarton. »Sie ist jetzt etwas ruhiger. Aber ha-

ben Ihre Herrlichkeit Mut anzuhören, was ich zu sagen habe?«

»Habe ich je Mangel an Mut gezeigt, Sara, dass du mit Recht eine solche Frage stellen könntest?«, entgegnete Lady Lake heftig.

»Aber dies ist etwas Schreckliches, Mylady!«

»Dann zaudere nicht, es mir zu entdecken.«

»Haben Ihre Herrlichkeit nie daran gedacht, dass es eine seltsame Krankheit ist, wovon Ihr und Lady Roos ergriffen worden seid?«, fragte Sara, sich ihr nähernd und leise und hastig redend, als fürchte sie, belauscht oder unterbrochen zu werden.

»Warum sollte ich sie für seltsam halten, Sara?«, entgegnete Lady Lake, sie fest ansehend. »Es ist ein schreckliches und ansteckendes Fieber, welches ich von meiner Tochter bekommen habe. Das ist der Grund, weshalb Sir Thomas und alle Übrigen, außer Lucas Hatton und dir, nicht zu uns kommen dürfen. Was wir ohne dich hätten anfangen sollen, weiß ich nicht, denn Lucas Hatton sagt mir, die übrige Dienerschaft meide uns, als ob wir die Pest hätten. Ich hoffe, du wirst der Krankheit entgehen, und wenn ich am Leben bleibe, sollst du für deine Aufopferung angemessen belohnt werden. Lucas Hatton scheint keine Furcht zu hegen.«

»Er hat keinen Grund zur Furcht«, versetzte Sara bedeutungsvoll. »Dies ist kein Fieber, Mylady.«

»Wie!«, rief Lady Lake. »Willst du deine Unwissenheit der Erfahrung und Wissenschaft Lucas Hattons entgegensetzen? Oder willst du andeuten ...«

»Ich will nichts andeuten, Mylady, aber ich bitte Euch, die Mitteilung, die ich Euch zu machen im Begriff bin, mit Standhaftigkeit zu ertragen. Kurz, Mylady, ich bin so ge-

wiss, wie ich hier stehe, dass Ihr und Lady Roos Gift erhalten habt.«

Bei dieser schrecklichen Mitteilung bemächtigte sich der Lady Lake eine tödliche Schwäche. Es trat ihr Schweiß vor die Stirn und sie richtete ihre hohlen Augen auf Sara.

»Vergiftet!«, murmelte sie, »vergiftet! Wenn das ist, so gibt es nur eine Person, die es getan haben kann – nur eine – außer dir, Sara!«

»Wenn ich das Verbrechen begangen hätte, würde ich hierher kommen, um Euch zu warnen, Mylady?«, versetzte Sara.

»Dann muss es Lucas Hatton sein.«

»Ja«, versetzte Sara, sich ängstlich umsehend. »Er ist es. Da er glaubte, dass ich ihn nicht beachte, sah ich ihn zufällig einige Tropfen aus einem Fläschchen in den Trank schütten, den er für Eure Herrlichkeit und Lady Roos bereitet, und da mein Argwohn durch sein Benehmen sowie durch die Umstände erregt war, beobachtete ich ihn genau und bemerkte, dass dieses Verfahren bei jedem Trank wiederholt wird, nur mit diesem Unterschied, dass er die Dosis jedes Mal um einen Tropfen vermehrt. Der Trank, den Ihre Herrlichkeit erhalten hat, ist um einige Grade weniger stark, als der, den meine liebe junge Dame erhält, und er soll ohne Zweifel langsamer in seiner Wirkung sein. Dass es Gift war, ist gewiss, denn ich kostete selber ein wenig von dem Getränk, und ich hatte Grund, meine Unbesonnenheit zu bereuen, denn ich bemerkte bald, dass ich dieselben Symptome der Krankheit hatte, wie die, woran Ihre Herrlichkeit leiden.«

»Warum warntest du mich nicht früher, Sara?«, sagte Lady Lake, von Entsetzen ergriffen bei dieser Erzählung.

»Ich konnte es nicht, Mylady«, versetzte sie. »Erst gestern kam ich zu einer völligen Gewissheit in der Sache, und nach

meiner Unbesonnenheit, den Trank zu kosten, war ich sehr krank – ja, ich bin auch jetzt noch nicht völlig hergestellt. Um die Wahrheit zu sagen, fürchtete ich Lucas Hatton, denn ich war gewiss, dass er mich ohne das geringste Bedenken aus der Welt schaffen würde, wenn er dächte, dass ich sein Geheimnis entdeckt habe. O! ich hoffe, er wird nicht zurückkehren und mich hier finden.«

»Wer kann ihn zu der Tat bestimmt haben?«, murmelte Lady Lake. »Aber warum, frage ich, da ich meine Feinde kenne, und daher auch, wer ihn dazu angetrieben hat! Es ist kein Augenblick zu verlieren, Sara. Lass Sir Thomas Lake sogleich zu mir rufen. Wenn er in Theobalds, in Greenwich oder Windsor ist, schicke ihm Boten nach und lass ihn bitten, alle mögliche Eile anzuwenden, zu mir zu kommen. Ich kann noch nicht entscheiden, was ich tun werde, aber es soll etwas Schreckliches sein. O, wenn ich nur noch einmal dem schuldigen Paar entgentreten könnte! Und ich will es tun – ich will es tun! Die Rache wird mir Stärke verleihen.«

»Ich kann es nicht unternehmen, die Gräfin hierher zu bringen, Mylady«, sagte Sara. »Aber ich kann Euch jetzt benachrichtigen, dass ich mit einer Botschaft von meiner teuren jungen Dame an ihren grausamen Gemahl beauftragt bin, die er gewiss erfüllen und zu ihr kommen wird.«

»Locke ihn schnell hierher, durch welches Mittel du kannst, Sara«, versetzte Lady Lake. »Ehe du gehst, hilf mir, mich von meinem Bett aufzurichten und mich auf jenen Stuhl niederzusetzen. Es ist gut«, rief sie, als ihr Wunsch erfüllt worden war. »Ich fühle mich nicht so schwach, wie ich erwartete. Ich war gewiss, die Rache würde mir Stärke verleihen. Nun gib mir mein schwarzes Samtkleid und meine Haube. Selbst in dieser Lage möchte ich nur erscheinen, wie

es mir geziemt. Und höre, Sara, öffne jenes Fach und nimm die Waffe heraus, die du darin finden wirst. Tu rasch, was ich dir gebiete, Mädchen. Vielleicht werde ich derselben bedürfen.«

»Hier ist sie, Mylady«, versetzte Sara, indem sie einen Dolch herausnahm und ihn der Lady Lake gab, die ihn sogleich unter den Falten ihres Gewandes verbarg.

»Nun geh«, fuhr die Dame fort, »ich bin völlig vorbereitet. Verliere keinen Augenblick bei dem, was du zu tun hast. Mache keinen Lärm, sondern sage zwei der zuverlässigsten Diener des Haushalts, dass sie sich draußen bereithalten und augenblicklich hereinstürzen, so wie ich klinge. Oder wenn Lucas Hatton herauskommen sollte, lass ihn anhalten. Verstehst du mich?«

»Vollkommen, Mylady«, versetzte Sara, »und ich zweifle nicht, dass sie gehorchen werden. »Ich bin gewiss, nur Lucas Hatton hat sie durch seine falschen Vorstellungen zurückgehalten, und ich will den Eindruck entfernen, den er hervorgebracht hat.«

»Erkläre für jetzt nicht mehr, als nötig ist«, sagte Lady Lake. »Wir wissen noch nicht genau, wie dieser Plan angelegt sein mag und müssen daher die Urheber überraschen. Du warst einst mit jenem spanischen Kerl Diego vertrauter, als es mir lieb war. Erwähne kein Wort gegen ihn, oder er wird alles seinem Herrn wieder sagen.«

»Haltet Euch überzeugt, dass ich vorsichtig sein werde, Mylady. Ich habe Diego in der letzten Zeit nicht mehr gesehen und es liegt mir nichts daran, wenn ich ihn auch nie wieder sehe. Aber was wird aus meiner lieben jungen Dame werden?«

»Überlass sie mir«, versetzte Lady Lake. »Ich hoffe sie noch

zu retten. Ha! Da kommt der Schurke. Fort mit dir, Sara, und sieh darauf, dass meine Befehle befolgt werden.«

Das Mädchen ließ den Befehl nicht wiederholen, sondern verließ hastig das Zimmer und warf einen erschrockenen Blick auf den Apotheker, der in demselben Augenblick eintrat.

Lucas Hatton schien sehr überrascht, Lady Lake auf zu finden, und konnte nicht umhin, auszurufen, als er sich ihr rasch näherte: »Ihr auf, Mylady! Dies ist sehr unbesonnen und kann meine Pläne vereiteln.«

»Ohne Zweifel denkt Ihr so«, versetzte Lady Lake, »da ich aber wusste, dass Ihr Euch meiner Neigung widersetzen würdet, ließ ich mich von Sara aus meinem Bett heben und während Eurer Abwesenheit ankleiden. Habt Ihr die Mixtur bereitet?«

»Ja, Mylady«, versetzte er, indem er eine kleine Flasche zum Vorschein brachte.

»Gebt sie mir«, rief sie, ihm dieselbe abnehmend.

Nachdem sie die blassgelbe Flüssigkeit, die sie enthielt, einen Augenblick untersucht hatte, zog sie den Glasstöpsel heraus, roch daran und bemerkte, dass es eine köstliche und flüchtige Essenz sei.

»Ist dies Gift?«, fragte sie, indem sie ihre Blicke fest auf Lucas Hatton richtete.

»Im Gegenteil, Mylady«, versetzte er, ohne irgendein Erstaunen über die Frage auszudrücken, »würde es ein Gegenmittel für fast jedes Gift sein. Es ist die kostbarste und wirksamste Herzstärkung, die man nur bereiten kann. Das Geheimnis der Zusammensetzung ist nur mir bekannt. Als ich sagte, Ihre Herrlichkeit würden sich großer Gefahr aussetzen, meinte ich, dass die Gegenwirkung eines so kräftigen

Reizmittels höchst gefährlich sein werde. Aber Ihr erklärtet, Ihr wolltet nicht auf die Folgen achten.«

»Das will ich auch nicht«, versetzte sie. »Doch möchte ich es von jemand anderes kosten sehen.«

»Ihr sollt im Augenblick darüber beruhigt werden«, sagte Lucas Hatton.

Und ein kleines Weinglas nehmend, welches in der Nähe stand, spülte er es mit Wasser aus und trocknete es sorgfältig ab. Hierauf schüttete er einige Tropfen von der Flüssigkeit hinein und schluckte sie hinunter.

Während dieses Vorganges verließ ihn Lady Lakes Blick keine Sekunde. Anscheinend zufrieden mit der Prüfung, befahl sie ihm, ihr die Flasche zurückzugeben.

»Lass mich lieber die Arznei für Euch eingießen, Mylady«, versetzte er, indem er wieder das Glas ausspülte. »Die Quantität muss genau beobachtet werden.

Zwanzig Tropfen und nicht mehr.«

»Meine Hand ist so sicher, wie die Eure, und ich kann die Tropfen ebenso genau zählen«, versetzte sie, indem sie ihm das Fläschchen abnahm. »Zwanzig, sagt Ihr?«

»Zwanzig, Mylady«, versetzte Hatten, dem die Sache offenbar nicht gefiel; »aber vielleicht wäre es besser, sich auf fünfzehn oder selbst auf zehn zu beschränken.

Es wird sicherer sein.«

»Ihr denkt, die größere Dosis möchte mir zu viel Kräfte verleihen – he? Was sagt Ihr zu fünfzig oder hundert?«

»Es darf nicht sein, Mylady – es darf nicht sein. Ihr werdet Euch töten. Es ist meine Pflicht, es zu verhindern. Ich muss darauf bestehen, dass Ihr mir das Fläschchen zurückgebet, wenn Ihr meinen Anordnungen nicht Folge leisten wollt.«

»Aber ich sage Euch, Mann, ich will hundert Tropfen von

der Herzstärkung nehmen«, rief sie entschlossen.

»Und ich sage, Ihr sollt es nicht, Mylady«, versetzte er, nicht imstande, in seinem Zorn den früheren Schein von Respekt zu behaupten und versuchend, sich mit Gewalt des Fläschchens zu bemächtigen. Aber sie war zu schnell für ihn, denn als er seine Hand zu dem Zweck ausstreckte, schimmerte der Dolch vor seinen Augen.

»Zurück, Elender!«, rief sie, »Eure zu große Lebhaftigkeit hat Euch verraten. Ich glaube jetzt vollkommen, was ich bisher bezweifelt habe, dass dies ein Gegengift ist, und ich es mit Sicherheit anwenden kann. Es ist Zeit, Euch zu entlarven, und Euch zu erkennen zu geben, dass Eure Schurkereien entdeckt sind. Ich bin bekannt mit Eurer Bosheit und dass meine Tochter und ich durch Eure Giftmischerei würden getötet worden sein. Aber ich fühle jetzt einiges Vertrauen zu dem Gegengift, welches ich erlangt habe; und wenn ich umkomme, habe ich die Genugtuung, zu wissen, dass ich nicht ungerächt sterben werde, sondern dass Eurer und Eurer Anstifter eine gewisse Strafe wartet.«

Hierauf goss sie den halben Inhalt der Flasche in das Glas und sagte, während sie ihn trank: »Ich bewahre die andere Hälfte für Lady Roos auf.«

Lucas Hatton, der wie vom Donner gerührt dastand, machte keine weitere Bewegung, sie zurückzuhalten, sondern drehte sich um, um zu fliehen. Lady Lake aber, auf welche das Stärkungsmittel eine fast zauberartige Wirkung hervorgebracht hatte, befahl ihm zu bleiben und sagte, wenn er hinausgehe, würde er verhaftet werden. Als er dies hörte, gehorchte er trotzig.

»Ihr habt mich nicht getäuscht hinsichtlich der Wirksamkeit des Getränks«, sagte die Dame; »es hat mir neues Leben

gewährt, und bei meiner zurückkehrenden Stärke kann ich alle Dinge wieder ansehen, wie ich sie bisher angesehen habe. Nun hört, was ich Euch zu sagen habe, Schurke. Ihr habt mich und meine Tochter in eine schreckliche Gefahr versetzt; aber es ist in Eurer Macht, das Unrecht wiedergutzumachen. Da ich Euch nur für ein Werkzeug in der Sache halte, bin ich bereit, das Leben zu schonen, welches Ihr verwirkt habt, unter der Bedingung, dass Ihr ein schriftliches Bekenntnis von Eurem Versuch ablegt, sodass ich es gegen Eure Anstifter anwenden kann. Seid Ihr bereit, dies zu tun, oder soll ich klingeln und Euch an Händen und Füßen gebunden in das Gefängnis werfen lassen?«

»Ich will schreiben, dass ich von der Gräfin von Exeter beauftragt worden bin, Euch und Lady Roos zu vergiften«, versetzte Lucas Hatton trotzig, »aber mehr will ich nicht tun.«

»Das wird genügen«, versetzte Lady Lake nach augenblicklichem Nachdenken.

»Und wenn ich es getan habe, soll es mir freistehen, zu gehen?« fragte er.

»Es soll Euch freistehen, zu gehen«, versetzte sie.

Es waren Schreibmaterialien auf einem nahen Tisch. Ohne weiter ein Wort zu sagen, setzte sich Lucas Hatton nieder und schrieb mit großer Schnelligkeit eine Erklärung nieder, die er unterzeichnete, der Lady Lake überreichte und fragte, ob sie so sei, wie sie diese wünsche.

Ein Lächeln erhellte ihre bleichen Züge, als sie das Papier las.

»Es ist gut«, sagte sie, »Nun beantwortet mir eine Frage und Ihr seid frei. Wird diese Herzstärkung dieselbe Wirkung auf meine Tochter wie auf mich äußern?«

»Genau dieselbe. Sie wird davon geheilt werden, aber Ihr müsst vorsichtiger zu Werke gehen. Wollte sie die Quantität nehmen, die Ihr genommen habt, so würde sie daran sterben. Steht es mir jetzt frei, mich zu entfernen?«

»Ja«, versetzte Lady Lake.

Hierauf klingelte sie, und sogleich wurde die Tür geöffnet, aber nicht von den Dienern, sondern von Sir Thomas Lake.

Als der Staatssekretär bemerkte, dass der Apotheker ihm auswich und rasch an ihm vorbei wollte, gebot er ihm streng, dazubleiben und rief: »Ihr geht nicht von der Stelle, bis Ihr mir Rechenschaft abgelegt habt wegen meiner Tochter, die, wie ich höre, an Eurer verderblichen Behandlung stirbt. Heda draußen! Haltet gute Wache und lasst diesen Mann nicht hinaus!«

## Drittes Kapitel

### Wie unsere Lieblingslaster zu Geißeln werden, um uns zu züchtigen.

Wir müssen nun den Leser bitten, das stolze Herrenhaus am Strand, welches von Thomas Cecil, damaligen Grafen von Exeter, errichtet worden war und seinen Namen führte, mit uns zu besuchen. In einem Zimmer desselben werden wir Lord Roos und die Gräfin von Exeter zum letzten Mal allein beieinander finden.

Sehr verschieden gegen früher war das Benehmen des schuldigen Paares gegeneinander. Die Blicke, die sie wechselten, waren nicht mehr die der leidenschaftlichen Liebe, sondern des menschlichen Hasses. Bittere Vorwürfe waren von der einen Seite ausgesprochen worden. Seitdem der unheilvolle Befehl der Gräfin abgedrungen worden war, war ihr Seelenfrieden gänzlich zerstört und sie eine Beute der vollen Qual der Reue geworden. Die Veränderung ihrer Gesinnung gegen ihn bemerkend, bemühte sich Lord Roos durch die Künste, die sich bisher erfolgreich gezeigt hatten, den verlorenen Platz in ihrer Neigung wieder zu gewinnen. Als ihm dies aber misslang und er durch ihre Vorwürfe, noch mehr aber durch ihre Kälte aufgeregt wurde, sprach er sein Missfallen in Ausdrücken aus, die

sehr bald einen entschiedenen Streit zwischen ihnen hervorbrachten. Wenn gleich dem Aussehen nach versöhnt, waren sie einander doch nie wieder, was sie vorher gewesen waren.

Da dies ihre letzte Zusammenkunft sein sollte, so waren sie übereingekommen, dieselbe nicht durch vergebliche Vor-

würfe und Beschuldigungen zu verbittern. Lord Roos teilte der Gräfin mit, dass er sich entschlossen habe, in Italien und Spanien zu reisen und eine längere Zeit auszubleiben. Die Ankündigung seiner Absicht wurde von ihr ohne eine Entgegnung angenommen. Vielleicht hoffte er, sie werde nachgeben, wenn er sie auf diese Probe stelle. Wenn er dies hoffte, so täuschte er sich. Sie bat ihn sogar, seine Abreise nicht zu verzögern, und schloss ihre Rede mit den Worten: »Es sagt mir etwas, dass wir einander in dieser Welt nicht wiedersehen werden. Wie werden wir uns einander dann ansehen?«

»Belästigt mich nicht mit dieser Frage, versetzte Lord Roos düster, ich komme nicht hierher, um Strafpredigten anzuhören und will keine Vorwürfe mehr dulden.«

»Ich will Euch keine Vorwürfe machen, William«, entgegnete sie milde, »aber der Gedanke an unser schreckliches Verbrechen erhebt sich beständig vor mir. Wollte

Gott, wir könnten ungeschehen machen, was wir getan haben!«

»Ich sage Euch, es ist zu spät«, versetzte Lord Roos in rauem Ton.

In diesem Augenblick trat Diego plötzlich ein und entschuldigte sich damit, dass Sara draußen sei und mit Seiner Herrlichkeit zu reden wünsche. Er fügte hinzu, sie bringe eine Botschaft von Lady Roos, deren Befinden sich sehr verschlimmert habe, und als sie Seine Herrlichkeit nicht in seinem Haus gefunden hatte, habe sie gewagt, ihm nach Exeter House zu folgen, um dieselbe abzuliefern.

»Ich will sogleich zu ihr kommen«, sagte Lord Roos nachlässig.

»Nein, nein, lasst sie sogleich ein, Diego«, rief die Gräfin,

»ich möchte hören, was sie zu sagen hat.«

Als im nächsten Augenblick Sara Swarton ins Zimmer geführt wurde, stürzte sie auf sie zu und fragte lebhaft: »Wie geht es mit Eurer Dame? Ist irgendeine Hoffnung für sie?«

»Durchaus keine«, versetzte Sara, traurig den Kopf schüttelnd. »Sie ist über alle Wahrscheinlichkeit der Genesung hinaus.«

»Dann verzeihe mir der Himmel!«, rief die Gräfin, ihre Hände zusammenschlagend und auf die Kniesinkend.

Sara Swarton sah sie mit Erstaunen an, während Lord Roos zu ihr eilte und ihr gebot, aufzustehen.

»Nehmt Euch in Acht, was Ihr sagt und tut, Gräfin«, flüsterte er. »Ihr werdet den Verdacht dieses Frauenzimmers erregen.«

»Warum flehen Ihre Herrlichkeit den Himmel um Verzeihung an, weil meine arme liebe Dame ihrem Ende nahe ist?«, fragte Sara.

»Weil ich ihr viel Kummer verursacht habe«, versetzte die Gräfin.

»Eure Botschaft, Sara, Eure Botschaft?«, fiel Lord Roos ein. »Was habt Ihr mir zu sagen?«

»Mylady wünscht Euch noch einmal zu sehen, ehe sie stirbt, Mylord«, versetzte Sara. »Sie möchte Abschied von Euch nehmen und ... und ... sie hat Euch etwas mitzuteilen. Ihr werdet doch ihre letzte Bitte nicht abschlagen?«

»Er wird es nicht - er wird es nicht, dessen bin ich gewiss«, rief die Gräfin, als sie bemerkte, dass er unentschlossen aussah.

»Ich erwartete nicht, von Euch unterstützt zu werden, Mylady«, bemerkte Sara in zunehmender Überraschung.

»Ich wollte, ich könnte sie auch besuchen und ihre Verzei-

hung erlangen!«, rief die Gräfin, ohne die Bemerkung zu beachten.

»Ein törichter Wunsch, dem Ihr Euch nicht hingeben dürft«, sagte Lord Roos.

Sara schien einen plötzlichen Einfall zu haben und rief: »Euer Wunsch kann wahrscheinlich erfüllt werden. Meine arme Dame wünscht in Frieden mit der Welt und selbst mit denen, die sie beleidigt haben, zu scheiden. Ich will ihr Euren Wunsch mitteilen. Vielleicht wird sie einwilligen, Euch zu sehen.«

»Ihr sollt eine Belohnung haben, die dem Dienst angemessen ist, wenn Ihr es ausführt«, sagte die Gräfin. »Eilt so schnell Ihr könnt zu ihr, Mylord, und ich werde in meiner Sänfte folgen, bereit, auf Saras Ruf zu erscheinen.«

»Mir gefällt der Plan nicht«, versetzte Lord Roos.

»Ihr tut Unrecht zu gehen. Warum wolltet Ihr sie besuchen?«

»Warum?«, antwortete sie, ihn fest ansehend, »weil es mir später einen geringen Trost gewähren könnte.«

»Da geht allein«, sagte Lord Roos wild. »Ich will Euch nicht begleiten.«

»Ich bitte Euch nicht, mich zu begleiten, sondern mir voranzugehen«, versetzte sie. »Nun hört mich an, Mylord«, fügte sie in leisem, aber festem Ton hinzu, »und haltet Euch überzeugt, dass ich nicht mehr sage, als ich ausführen werde. Wenn Ihr die letzte Bitte Eurer Gattin verweigert, werde ich mit Sara gehen und ihr alles bekennen.«

Lord Roos sah aus, als hätte er sie vernichten können, und murmelte eine schreckliche Verwünschung über ihr Haupt.

»Droht mir nur – ja, und führt die Drohung später aus, wenn Ihr wollt«, fuhr die Gräfin in demselben leisen und

entschiedenen Ton fort, »aber gehen sollt Ihr jetzt.«

## Viertes Kapitel

### Wie das verfälschte Bekenntnis vorgelegt wurde.

All seine Festigkeit zu der Unterredung mit seiner Gemahlin sammelnd, trat Lord Roos, von Sara Swarton begleitet, in ihr Zimmer und sah sie, von Kissen unterstützt und deutliche Spuren von dem schweren Leiden, welches sie erduldet hatte, in ihrem Gesicht tragend. Sie war sehr abgemagert, ihre Gesichtsfarbe totenblass, ihre Wangen eingefallen und ihre Augen hohl: doch zeigte sie eine unveränderte Zärtlichkeit für ihn in ihrem Blick.

Nachdem Sara ihren Auftrag erfüllt hatte, ließ sie sie beieinander allein.

Er nahm die zarten, abgemagerten Finger, die sie gegen ihn ausstreckte, und drückte sie an seine Lippen, doch wagte er kaum seine Augen zu seiner Gattin zu erheben, so sehr war er von ihrer Erscheinung ergriffen. Nur mit Schwierigkeit brachte sie die Worte hervor, die sie an ihn richtete.

»Ich danke Euch, dass Ihr zu mir gekommen, Mylord«, sagte sie, »aber Ihr werdet Eure Freundlichkeit nicht bereuen. Wir sind allein, nicht wahr? Meine Augen sind so trübe, dass ich keinen Gegenstand am anderen Ende des Zimmers unterscheiden kann; aber Euch sehe ich deutlich genug, mein teurer Lord.«

»Wir sind allein, Elisabeth«, versetzte Lord Roos mit einiger Aufregung, nachdem er sich umgesehen hatte.

»Da kann ich offen reden«, fuhr sie fort. »Was ich vorher sagte, ist geschehen. Ihr tattet nicht wohl, mein teurer Lord, mir jenes Fläschchen abzunehmen und es anderen Händen zu übergeben. Nein, erschreckt nicht! Ich weiß, dass ich ver-

giftet worden bin – ich habe es von Anfang an gewusst. Aber ich habe kein Bemühen angewendet, mich zu retten, denn ich wusste, dass es Euer Wille sei, dass ich sterben sollte.«

»O, Elisabeth« murmelte ihr Gemahl.

»Ich wusste es«, wiederholte sie, »und da ich Euch nie freiwillig ungehorsam gewesen bin, so wollte ich auch jetzt Eurer Absicht nicht entgegenhandeln, und wenn ich selber das Opfer sein müsste. Um Euch dies zu sagen, habe ich Euch rufen lassen. Es geschah, um Euch zu verzeihen – um Euch zu segnen.«

Als sie sprach, umschlang sie seinen Hals mit ihren Armen und er fühlte, wie seine Wange mit Tränen benetzt wurde.

»Dies ist mehr, als ich ertragen kann«, rief Lord Roos, dessen Stimme von Gemütsbewegung erstickt war. »Ich glaubte zu allem Festigkeit zu besitzen, aber sie verlässt mich jetzt gänzlich. Ihr seid ein Engel der Güte, Elisabeth, so wie ich ein Teufel der Finsternis bin. Ich verdiene Eure Verzeihung nicht.«

»Ihr werdet sie verdienen, wenn Ihr die Bitte erfüllen wollt, die ich Euch vorzutragen habe«, versetzte sie, indem sie ihn flehend ansah.

»Was es auch sei, es soll gewährt werden, wenn es in meiner Macht steht«, versetzte er lebhaft. »Wenn ich könnte, würde ich Euch das Leben um den Preis des meinen wiedergeben. Ihr habt den bösen Geist von mir ausgetrieben, Elisabeth.«

»Dann werde ich glücklich sterben«, versetzte sie mit unaussprechlich freudigem Lächeln.

»Aber die Bitte! Was soll ich tun?«, fragte er.

»Ich wünsche, dass Ihr meine Mutter schonend behandelt«, versetzte sie. »Ich weiß, man hat auf dieselbe Weise

gegen sie gehandelt, wie gegen mich; aber ich weiß auch, dass es noch Zeit ist, sie zu retten.«

»Es soll geschehen«, sagte Lord Roos mit Nachdruck. »Wo ist sie?«

»Im angrenzenden Zimmer.«

»Ist Lucas Hatton bei ihr?«

»Beständig«, versetzte sie. »Jener Mann hat Euch gut gehorcht, Mylord. Aber nehmt Euch vor ihm in Acht. Er ist eine gefährliche Waffe, welche die Hand verletzen kann, die sie anwendet. Setzt leise die Klingel in Bewegung. Auf diesen Ruf wird er erscheinen.«

Lord Roos gehorchte, als zu seinem Erstaunen und Schrecken die Vorhänge, die den Eingang zu dem angrenzenden Zimmer bedeckten, auseinander gezogen wurden, und Lady Lake hinter denselben hervortrat. Nie vorher hatte sie ihren Schwiegersohn mit einem solchen Blick des Triumphs angesehen, wie sie nun auf ihn warf.

»Ihr seht, dass Ihr irrtet, Elisabeth«, sagte Lord Roos zu seiner Gemahlin. »Eure Mutter bedarf keines Beistandes. Sie ist völlig wohl.«

»Ja, wohl genug, um Euch und alle Eure bösen Pläne zu vernichten, Mylord«, rief Lady Lake. »Ihr habt meinen Untergang noch nicht herbeigeführt, wie Ihr seht; auch werdet Ihr den Untergang Eurer Gemahlin nicht herbeiführen, obwohl es Euch beinahe gelungen ist. Möge es Euch zum Wahnsinn treiben, zu erfahren, dass ich ein Gegengift besitze, welches ich selber geprüft habe, und welches das Gift in ihren Adern aufheben und ihr neues Leben verleihen wird.«

»Ein Gegengift!«, rief Lord Roos. »Weit entfernt, mich zum Wahnsinn zu treiben, erfüllt mich die Nachricht mit unaussprechlichem Entzücken. Gebt es mir, Madame, damit ich es

ihr sogleich geben kann; und wolle der Himmel, dass der Erfolg so sein möge, wie Ihr vorhersagt!«

»Von Euch gegeben, Mylord, würde es Gift sein«, sagte Lady Lake mit Bitterkeit. »Aber Ihr könnt dabeistehen und Zeuge der wohltätigen Wirkung sein. Sie wird augenblicklich eintreten.«

»Wie Ihr wollt, Madame; verzögert nur die Anwendung nicht«, rief Lord Roos.

»Trink dies, mein Kind«, sagte Lady Lake, nachdem sie einige Tropfen von der Herzstärkung in ein Glas geschüttet hatte.

»Ich will es von keiner anderen Hand als von der meines Gemahls annehmen«, murmelte Lady Roos.

»Wie?«, rief ihre Mutter mit finsterem Blick.

»Gebt es mir, sage ich, Madame«, rief Lord Roos. »Ist dies eine Zeit zu zaudern, wo Ihr seht, dass ihr Leben an einem Faden hängt, den Ihr selber zerreißen könnt?«

Und ihr das Glas abnehmend, näherte er es den Lippen seiner Gattin und unterstützte sie zärtlich, während sie den Inhalt trank.

Es währte nicht lange, bis die Wirkungen der Herzstärkung deutlich wurden. Die Totenblässe verwandelte sich in eine gesündere Farbe, und die Schläge ihres Herzens wurden stärker und gleichmäßiger. Obwohl die Schwäche nicht sobald konnte beseitigt werden, war es einleuchtend, dass das Werk der Genesung begonnen habe und vollendet werden könne, wenn dieselbe Behandlung fortgesetzt werde.

»Nun verdanke ich Euch mein Leben, mein teurer Lord«, sagte Lady Roos, ihren Gemahl mit dankbarer Zärtlichkeit ansehend.

»Ihm!«, rief ihre Mutter. »Du verdankst ihm nichts und bist

ihm nur eine schwere Rache schuldig, die wir mit Zinsen zurückzahlen versuchen wollen. Aber verhalte dich ruhig, mein Kind, und rege dich nicht auf, was auch geschehen mag. Deine baldige Herstellung wird in hohem Grade davon abhängig sein.«

»Ihr wendet nicht das rechte Mittel an, mich ruhig zu machen, Mutter«, versetzte Lady Roos.

Aber Lady Lake war zu sehr auf die unmittelbare und vollständige Befriedigung ihrer verzögerten Rache bedacht, um auf sie zu achten. Indem sie ihre Hände zusammenschlug, wurde das Signal von Sir Thomas Lake beantwortet, der mit Lucas Hatton aus dem angrenzenden Zimmer hereintrat. Zu gleicher Zeit, und als wäre es so verabredet worden, dass alle Mitschuldigen einander gegenübergestellt werden sollten, wurde die äußere Tür des Zimmers geöffnet, und die Gräfin von Exeter von Sara Swarton hereingeführt. Als die Gräfin sah, zu wem sie geführt worden war, wollte sie sich rasch wieder entfernen, aber es war zu spät. Sara hatte bereits die Tür geschlossen.

»So! Da ist also endlich meine Zeit gekommen«, rief Lady Lake, die Personen nacheinander mit einem Lächeln der befriedigten Rache ansehend. »Ich habe Euch alle in meinem Netz. Ihr, Mylord«, fuhr sie zu ihrem Schwiegersohn gewendet fort, »habt Eure Gattin, die stets die hingebende Zärtlichkeit für Euch gehegt hat, mit Nachlässigkeit und Grausamkeit behandelt, und nicht zufrieden mit einer so barbarischen Behandlung, habt Ihr ihr Leben und das meine bedroht.«

»Seht Euch vor, eine Anklage gegen ihn zu erheben, Mutter«, rief Lady Roos, sich auf ihrem Lager erhebend. »Nehmt Euch in Acht, sage ich. Lasst Eure Rache auf ihr Haupt«, auf

die Gräfin deutend, »aber nicht auf ihn fallen.«

»Ich bin bereit, das Unrecht wiedergutzumachen, welches ich Euch angetan habe, Lady Roos«, sagte die Gräfin, »und ich kam hierher, um es Euch zu sagen und Euch um Verzeihung zu bitten.«

»Ihr glaubtet, sie würde sterben«, versetzte Lady Lake, »sterben an den Wirkungen des Giftes, welches Lucas Hatton ihr und mir auf Euren Befehl gegeben habt. Aber Ihr irrt, Gräfin. Wir haben ein Gegenmittel gefunden und werden noch leben, um uns an Euch zu rächen.«

»Es ist eine größere Freude für mich, dies zu hören, Madame, als ob Lucas Hattons Plan gelungen wäre, den ich verhindert haben würde, wenn ich gekonnt hätte«, sagte Lady Exeter.

»Ihr werdet wenig Glauben für diese Behauptung finden, Gräfin«, entgegnete Sir Thomas Lake, »da derselben ein von Euch unterzeichneter Befehl, den ich in meiner Hand halte, widerspricht.«

»O Himmel!«, rief die Gräfin.

»Leugnet Ihr diese Unterschrift?«, fragte Sir Thomas, indem er ihr das Papier zeigte.

Lady Exeter gab keine Antwort.

»Hört weiter zu Eurer Beschämung, Gräfin;« fuhr Lady Lake fort, »dass der elende Lucas Hatton ein vollständiges Bekenntnis seines Vergehens abgelegt hat, worin er erklärt, dass er von Euch, und zwar von Euch allein, unter Anerbietung einer großen Belohnung veranlasst wurde, meine Tochter und mich durch langsames Gift zu töten.«

»Von mir veranlasst – von mir allein!«, rief Lady Exeter. »Ei! Ich widersetzte mich ihm ja. Es ist unmöglich, dass er ein solches Geständnis kann abgelegt haben. Habt Ihr es ge-

tan, Schurke?«

»Ja, das habe ich«, versetzte Lucas Hatton trotzig.

»Da habt Ihr eine Lüge behauptet – eine Lüge, die zu Eurer Verurteilung führen wird«, sagte Lady Exeter. »Lord Roos weiß, dass es falsch ist, und kann mich von der Schuld freisprechen. Ich fordere Euch auf, Mylord, zu sagen, wie die Sache geschah.«

Aber der junge Edelmann schwieg.

»Kein Wort – kein Wort für mich?«, rief die Gräfin in qualvollem Ton. »Nun, da bin ich in der Tat verloren!«

»Ihr seid ohne Rettung verloren«, rief Lady Lake mit einem Ausbruch lebhafter Freude und einem Blick, als hätte sie sie unter ihre Füße treten wollen. »Ihr habt Ehre, Rang und Leben verwirkt. Nicht zufrieden mit der Untreue gegen Euren edlen und stolzen Gemahl habt Ihr die durch gewaltsame Mittel hinwegräumen wollen, welche zwischen Euch und Eurem Liebhaber gestanden haben. Glücklicherweise ist Euer schreckliches Vorhaben vereitelt worden; aber dieses Geständnis Eures schuldigen Umganges mit Lord Roos, von Euch selber unterzeichnet und von Seiner Herrlichkeit und seinem spanischen Diener beglaubigt – dies soll in einer Stunde dem Grafen von Exeter vorgelegt werden.«

»Mein Gehirn schwindelt! Ich bin verwirrt von all diesen schrecklichen Beschuldigungen!« rief die Gräfin zerstreut. »Ich habe kein Geständnis abgelegt – ich habe keins unterzeichnet.«

»Mich dünkt, Ihr sagtet, ich hätte es beglaubigt, Madame?«, rief Lord Roos, fast ebenso verwirrt wie Lady Exeter.

»Wollt Ihr Eure eigene Handschrift verläugnen, Mylord – oder Ihr, Gräfin?«, versetzte Lady Lake. »Seht hier das un-

terzeichnete und beglaubigte Bekenntnis.«

»Es ist eine Fälschung!«, schrie die Gräfin. »Ihr habt mich der Zauberei beschuldigt.«

»Wenn ich nicht wüsste, dass es falsch wäre, hätte ich schwören mögen, dass es Eure Handschrift wäre«, rief Lord Roos, »und meine eigene Unterschrift ist ebenso geschickt nachgemacht.«

»Falsch oder nicht«, rief Lady Lake, »es soll dem Lord Exeter mit allen Einzelheiten vorgelegt werden, sowie auch dem König.«

»Dem König!«, wiederholte Lord Roos, als er sich Lady Exeter näherte und ihr ins Ohr flüsterte: »Gräfin, unsere einzige Rettung ist unmittelbare Flucht. Die Umstände sprechen so stark gegen uns, dass wir niemals imstande sein werden, diese Fälschung als nichtig zu erweisen.«

»Dann rettet Euch auf die Weise, wie Ihr beabsichtigt, Mylord«, versetzte sie mit Verachtung. »Ich werde bleiben und meinem Schicksal trotzen.«

Der junge Edelmann machte eine Bewegung auf die Tür zu.

»Ihr könnt nicht ohne meine Erlaubnis hinausgehen, Mylord«, rief Sir Thomas Lake. »Die Tür ist bewacht.«

»Verdammt!«, rief Lord Roos.

Lady Lake sah wieder beide nacheinander mit einem Lächeln des Triumphes an. Aber ihre Tochter gab ihr einen Wink, sich ihr zu nähern.

»Was wolltest du, mein Kind? Mehr von der Herzstärkung?«, fragte Lady Lake.

»Nein, Mutter«, versetzte sie in so leisem Ton, dass es den anderen unhörbar war. »Auch will ich keinen Tropfen über meine Lippen bringen, wenn es nicht meinem Gemahl ge-

stattet wird, sich ohne Belästigung zu entfernen.«

»Wolltest du meiner Rache in den Weg treten?«, rief Lady Lake.

»Ja, Mutter, ich will sie gänzlich verhindern, wenn Ihr nicht einwilligt«, versetzte Lady Roos mit Festigkeit. »Ich werde der Gräfin mitteilen, welche Bewandnis es mit diesem Geständnis hat. Sie hat durch ihr Benehmen ein Gefühl des Mitleids in meiner Brust erweckt.«

»Du wirst durch deine Schwäche alles zu Grunde richten«, sagte Lady Lake.

»Lasst Lord Roos frei ausgehen und schließt einen Waffenstillstand von drei Tagen mit der Gräfin, so bin ich zufrieden.«

»Ich gebe nicht gern ein solches Versprechen«, sagte Lady Lake. »Es wird hart sein, es zu halten.«

»Es wird noch härter sein, all Eure Rache zu verlieren«, versetzte Lady Roos in einem Ton, welcher zeigte, dass sie keinen Widerspruch dulden wolle.

So zum Nachgeben genötigt, ging Lady Lake auf Sir Thomas zu. Nachdem sie einige leise Worte gewechselt hatten, redete der Staatssekretär seinen Schwiegersohn folgendermaßen an: »Mylord«, sagte er in ernstem Ton, »auf die Bitte meiner Tochter, wenn gleich sehr gegen meine Neigung und die meiner Frau, will ich mich Eurer Entfernung nicht länger widersetzen. Ich höre, dass Ihr im Begriff seid, zu reisen, und daher rate ich, Euch sogleich auf den Weg zu machen, denn wenn Ihr nach drei Tagen, während welcher Zeit wir ebenfalls auf die Bitte unserer Tochter und gegen unsere eigenen Wünsche mit der Gräfin von Exeter Waffenstillstand machen, noch in London oder in England gefunden werdet, so stehen wir nicht für die Folgen für Euch. So gewarnt, My-

lord, steht es Euch frei, Euch zu entfernen.«

»Ich werde Euer Anerbieten benutzen, Sir Thomas«, versetzte Lord Roos. Und sich auf den Fersen herumdrehend, ging er auf die Tür zu, wohin ihn Sir Thomas Lake begleitete, welcher den draußen stehenden Dienern zurief, ihn frei passieren zu lassen.

»Kein Wort des Lebewohls für mich – keinen Blick!«, rief seine Gattin, auf das Kissen zurücksinkend.

»Auch für mich nicht – und ich werde ihm nicht wiedersehen!«, murmelte die Gräfin, ihre schönen Lippen zusammenpressend. »Aber es ist besser so.«

Während dies geschah, war es Lucas Hatton gelungen, sich der Gräfin zu nähern und in leisem Ton zu ihr zu sagen:

»Wenn Ihre Herrlichkeit mir vertrauen und es der Mühe wert machen wollen, will ich Euch von der Gefahr befreien, worin Euch dieses Bekenntnis versetzt. Soll ich diesen Abend nach Exeter House kommen?«

Sie willigte ein.

»Zu welcher Stunde?«

»Um Mitternacht«, entgegnete sie. »Ich verabscheue Euch, doch habe ich keine andere Wahl, als Euch zu vertrauen. Steht es mir frei, mich auch zu entfernen?«, fügte sie laut zu Sir Thomas gewendet hinzu.

»Die Tür ist offen für Euch, Gräfin«, versetzte der Staatssekretär mit verstellter Höflichkeit. »Nach drei Tagen, müsst Ihr wissen, wird der Krieg zwischen uns wieder erneuert.«

»Ein tödlicher Krieg«, versetzte Lady Lake.

»So sei es«, versetzte die Gräfin. »Ich werde meinen Posten nicht verlassen.«

Die würdevolle Haltung annehmend, wodurch sie sich auszeichnete, ging sie mit langsamen und majestätischen

Schritten hinaus.

Lucas Hatton wollte ihr folgen, aber Sir Thomas hielt ihn zurück.

»Bin ich ein Gefangener?«, fragte er unruhig, indem er Lady Lake ansah. »Ihre Herrlichkeit versprach mir augenblickliche Freiheit.«

»Und das Versprechen soll erfüllt werden, sobald ich überzeugt bin, dass meine Tochter außer Gefahr ist«, entgegnete Sir Thomas.

»Dann bin ich ruhig«, sagte der Apotheker. »Ich will für ihre baldige Genesung einstehen.«

## Fünftes Kapitel

### Ein Besuch in Sir Giles Mompessons Wohnung

Nach Verlauf von drei oder vier Monaten nach den zuletzt erzählten Ereignissen führen wir den Leser in eine große düstere Wohnung in der Nähe der Fleetbrücke.

Auf den ersten Anblick konnte man dieses Gebäude nach den steinernen Mauern, den Ecktürmen, der schweren Tür und den vergitterten Fenstern für einen Teil des alten Gefängnisses halten, welches sich in jener Gegend befand. Dies war indessen nicht der Fall. Der kleine Fluss Fleet, dessen schmutziger Strom zu sehen war, floss zwischen den beiden Gebäuden. Das düster und drohend aussehende Haus, welches wir beschreiben wollen, stand am westlichen Ufer gerade dem Torweg des Gefängnisses gegenüber.

Da nun niemand ein stärkeres Interesse an dem Fleetgefängnis hatte, als der Besitzer jenes düsteren Hauses, insofern er mehr Personen in dasselbe gebracht hatte, als irgendjemand vor ihm, so schien es fast, als habe er seine Wohnung zu dem Zweck ausgewählt, um der sicheren Bewachung der zahlreichen Opfer seiner Habsucht und Tyrannei gewiss zu sein. Dies war die allgemeine Vermutung und wir müssen gestehen, dass seine Handlungsweise dieselbe zu bestätigen schien.

Durch eine Öffnung im Turm am nordöstlichen Winkel des Hauses übersah man die Höfe des Gefängnisses. Hier stellte sich Sir Giles Mompesson häufig auf, um zu beobachten, was im Gefängnis vorgehe und das Aussehen und die Haltung derjenigen zu betrachten, die er im Gewahrsam hielt. Mancher Blick des Hasses und Trotzes wurde von je-

nen düsteren Höfen aus auf die enge Öffnung geworfen, vor welcher er bekanntlich stand; aber solche Blicke erregten nur des Wucherers Spott. Manche flehende Gebärde wurde zu ihm erhoben, aber diese Bitten um Mitleid wurden ebenso wenig beachtet. Als ein besonderer Freund des Oberaufsehers des Fleetgefängnisses, und indem die Gefangenenwärter ihm ebenso wie ihrem Vorgesetzten gehorchten, trat er in das Gefängnis, wann es ihn beliebte, und besuchte jeden Kerker zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht. Obwohl die unglücklichen Gefangenen über die Belästigung klagten – und besonders die, welchen seine Gegenwart nachtheilig war – so konnte man doch keine Abhilfe erhalten. Er erschien immer, wenn man ihn am wenigsten erwartete, und fand ein boshaftes Vergnügen daran, diejenigen zu belästigen, welche ihm am ängstlichsten auswichen.

Auch war Sir Giles nicht der einzige Besucher des Gefängnisses. Clemens Lanyere war ebenso häufig in den Höfen und Gebäuden zu sehen, wie sein Herr. Es schien ein ähnliches Einverständnis zwischen ihm und den Gefangenenwärttern zu herrschen. Daher war er fast ebenso sehr ein Gegenstand der Furcht und Abneigung, wie Sir Giles selber, und wenige sahen die maskierte und verhüllte Gestalt des Spions ohne Schrecken nahen.

Wegen des seltsamen und unerklärlichen Einflusses, den Sir Giles und der Ankläger im Gefängnis ausübten, wurden sie endlich als ein Teil desselben betrachtet, sodass die Unterbeamten sich ebenso häufig an sie wie an den Oberaufseher wendeten. Einige von den Gefangenen glaubten sogar, dass ein geheimer Verbindungsweg von der Wohnung des Sir Giles zu dem Gefängnis führe. Da aber er und Lanyere den Schlüssel zu dem Hinterpförtchen hatten, so war eine

solche Vorrichtung offenbar unnötig und würde auch gefährlich gewesen sein, denn sie hätten doch einst von den bei der Entdeckung interessierten Personen aufgefunden werden müssen.

Wir haben indessen gezeigt, dass Sir Giles auf die eine oder andere Weise fast ebenso viel mit der Leitung des Fleetgefängnisses zu tun hatte, wie die, welchen scheinbar die Leitung desselben übertragen war, und dass er, wenn er wollte, die Leiden der unglücklichen Bewohner vermehren konnte, ohne sich dadurch einer Verantwortlichkeit auszusetzen. Er betrachtete die Sternkammer und das Fleetgefängnis als die Mittel, wodurch er die Gesellschaft plündern und den Schrei der Unterdrückten ersticken könne. Es war seine Sorge, darauf zu sehen, dass beide Maschinen in guter Ordnung erhalten wurden, sodass sie angemessen wirkten.

Aber wir wollen zu seiner Wohnung zurückkehren. Das Innere entsprach vollkommen dem abgrenzenden Äußeren. Die Zimmer waren groß, aber kalt und unwohnlich, und mit zwei oder drei Ausnahmen nur spärlich möbliert. Reich dekoriert, bildeten diese Zimmer einen auffallenden Kontrast zu den übrigen heilen des Hauses, aber sie wurden niemals anders als bei einem großen Gastmahl, was selten vorkam, geöffnet. Da war eine große Eingangshalle, wo die Anhänger des Sir Giles sich zu versammeln pflegten, mit einem großen Tisch in der Mitte, worauf niemals Speisen serviert wurden – wenigstens nicht auf Kosten des Erpressers – und einem mächtigen Kamin, worin niemals ein Feuer brannte. Von hier aus führte eine breite Treppe zum oberen Teile des Hause und stand durch dunkle Korridore und enge Gänge mit den verschiedenen Zimmern in Verbindung. Eine Wendeltreppe setzte den Turm, von wo Sir Giles das Fleetgefäng-

nis überschaute, mit dem unteren Teil der Wohnung in Verbindung, und ähnliche Korkziehtreppen befanden sich auch in den anderen Winkeln des Gebäudes. Wenn Sir Giles vor dieser Öffnung stand, achtete er wenig auf die mächtige Kathedrale, die gleich dem beleidigten Auge des Himmels drohend auf ihn niederblickte. Sein Blick erhob sich selten zu der St. Paulskirche, oder wenn es geschah, beachtete er die Schönheit und Majestät der alten Kathedrale nicht. Der Gegenstand seines Interesse war gerade unter ihm. Er hatte nur mit der düstersten Wirklichkeit des Lebens zu tun und besaß keinen Geschmack für das Erhabene oder Schöne.

Sir Giles hatte eben einen Besuch im Gefängnis abgestattet und kehrte über die Fleetbrücke zurück, als ihm Sir Francis Mitchell begegnete, der ihn aufsuchte.

Dann gingen sie zusammen in seine Wohnung. Außer einem kurzen Gruß wurden auf der Straße keine Worte zwischen ihnen gewechselt, denn Sir Giles wünschte nicht, dass das Geringste seiner Worte behorcht werde. Er konnte an dem Benehmen seines Gefährten bemerken, dass ihm etwas begegnet sei, was ihn sehr belästigt und geärgert habe. Sir Giles war in keiner Hinsicht verändert, seitdem der Leser ihn zuletzt gesehen hatte. Er trug denselben dunklen Mantel, denselben Federhut und denselben langen Degen an seiner Seite. Seine Haltung war so gebieterisch, wie vorher, und sein Anblick ebenso streng und drohend.

Sir Francis war indessen den natürlichen Folgen der Strafe nicht entgangen, welche ihm die Lehrlinge auferlegt hatten, denn er litt so an Rheumatismus, dass er kaum gehen konnte, während ein heftiger Husten, der sich seiner von Zeit zu Zeit bemächtigte, sich von dem erwähnten unglücklichen Tag her schrieb und ihn seitdem nie verlassen hatte, seine

schwache Gestalt zu sprengen drohte; dies nebst der Erbitterung, woran er litt, war fast zu viel für ihn. Drei Monate schienen ebenso viele Jahre auf sein Haupt gehäuft oder wenigstens seine Konstitution sehr geschwächt zu haben. Aber ungeachtet seiner zunehmenden Schwächen und seiner gänzlichen Unfähigkeit zu der Rolle, die er zu spielen übernommen hatte, affektierte er noch immer eine jugendliche Miene und äffte die Übertriebenheit und Widersinnigkeit in der Kleidung und dem Benehmen der jüngsten und galantesten Hofleute nach. Er war noch in Seide und Atlas von den prunkenden Farben gekleidet, Haar und Bart noch ebenso sorgfältig gekräuselt und ebenso reichlich von Pomade und Wohlgerüchen duftend.

Nicht ohne beträchtliche Ungeduld zu zeugen, war Sir Giles genötigt, seinen Gang nach den langsamen und schwankenden Schritten seines Begleiters einzurichten, und musste mehr als einmal stehen bleiben, wenn die Lungen des Letzteren krampfhaft angestrengt wurden. Endlich aber erreichten sie das Haus und traten in die große Halle, wo die Anhänger versammelt waren, welche alle bei ihrem Erscheinen aufstanden und sie begrüßten. Da war Captain Bludder mit seiner prahlerischen Miene, von einem halben Dutzend seiner Elsässer Eisenfresser begleitet; Lupo Vulp, mit seinen schlaun Blicken, und die Häscher, kurz, alle waren zugegen, außer Clemens Lanyere. Sir Giles wusste sich seine Abwesenheit sehr wohl zu erklären. Auf die Fragen des Captains Blubber und seiner Gefährten, ob sie an dem Tag wohl noch zu tun haben würden, erteilte Sir Giles eine unbestimmte Antwort, gab dem Elsässer einige Geldstücke in die Hand, um mit seinen Begleitern in das Gasthaus *Zur Rose* in Hanging Sword Court zu gehen, eine oder zwei Flaschen

Wein zu trinken und dann zurückzukehren, um sich weitere Befehle zu holen – ein Auftrag, den der Capitain gern erfüllte. Gegen die Häscher machte Sir Giles keine Bemerkung, sondern befahl nur Lupo Vulp, sich in Bereitschaft zu halten, wenn er gerufen werden sollte, und ging mit seinem Gefährten in ein inneres Zimmer. Als Sir Francis dasselbe erreichte, sank er auf einen Stuhl nieder und hatte wieder einen Anfall von Husten, der ihn zu vernichten drohte. Als er aufhörte, machte er eine Anstrengung, die Unterredung zu beginnen. Sir Giles, welcher ungeduldig im Zimmer auf und ab gegangen war, blieb stehen, um ihn anzuhören.

»Ihr werdet Euch wundern, welches Geschäft mich heute hierher geführt hat, Sir Giles«, sagte er, »und ich will Euch nicht länger in Erwartung erhalten. Ich bin beleidigt worden, Sir Giles – schwer beleidigt.«

»Von wem?«, fragte der Wucherer.

»Von Sir Jocelyn Mouchensey«, versetzte Sir Francis, vor Leidenschaft zitternd. »Ich habe heute eine schwere Beleidigung erfahren, die nur mit seinem Blutgetilgt werden kann.«

»Was hat er Euch getan?«, fragte der andere.

»Ich will es Euch sagen, Sir Giles. Ich sah ihn zufällig auf dem Hofplatz von Whitehall, und da einige Hofleute in der Nähe waren, von welchen ich glaubte, dass sie meine Partei nehmen würden – uff uff! Welch einen lästigen Husten ich bekommen habe; aber ich verdanke ihn jenen verwünschten Lehrlingen – sie sollen alle zum Henker gehen! Habt nur Geduld, lieber Sir Giles, ich komme schon zur Sache – uff! uff! Da kommt es schon wieder. Nun gut, wie ich sagte, ich dachte, die Hofleute, mit welchen ich mich unterredete, würden mir beistehen. Als ich Mouchensey auf uns zukommen sah, dachte ich, ich dürfe wohl wagen ...«

»Wagen!«, wiederholte Sir Giles verächtlich. »Lasst kein so herabwürdigendes Wort über Eure Lippen kommen.«

»Ich meine, ich dachte, ich könne wohl Gelegenheit nehmen, ihm trotzig zu begegnen. Hierauf setzte ich stolz meinen Hut auf die Seite, wie ich es Euch und Capitain Bludder habe tun sehen, Sir Giles.«

»Bringt mich nicht mit dem Elsässer zusammen, darum muss ich bitten, Sir Francis«, entgegnete der Erpresser heftig.

»Ich bitte um Verzeihung, Sir Giles – ich bitte um Verzeihung! Aber, wie ich sagte, ich betrachtete ihn mit finsterem Blick und schlug dabei an meinen Degengriff. Und was denkt Ihr, was der schurkische Kerl tat? Ich erröte fast bei der bloßen Erzählung. Zuerst riss er mir den Hut ab und sagte, in Gegenwart von Gentlemen müsse ich in bloßem Haupt dastehen. Dann zupfte er mir an der Nase, und als ich mich umwendete, um ihm auszuweichen, wendete er seinen Fuß – ja seinen Fuß – gegen die Hinterseite meiner spanischen Hosen an, und gut war es, dass sie stark wattiert waren. Feuer und Wu! Sir Giles, ich kann die Beleidigung nicht ertragen. Und was noch schlimmer war, die schamlosen Kerle, die mir hätten beistehen sollen, wollten vor Lachen fast platzen und erklärten, es wäre mir recht geschehen. Als ich in meinem Zorn Worte finden konnte, sagte ich dem Schurken, Ihr würdet es ihm vergelten. Er antwortete, er wolle auf gleiche Weise mit Euch verfahren, wenn Ihr ihm in den Weg kämt.«

»Ha! Sagte er das?«, rief Sir Giles, indem er seinen Degen halb aus der Scheide zog, und seine Augen Feuer sprühten. »Wir werden sehen, ob er seine Worte wahr machen wird. Doch nein! Die Rache darf nicht auf diese Weise geschehen.

Ich habe Euch schon gesagt, ich will ihn seine gegenwärtige Laufbahn eine Zeit lang ungestört fortsetzen lassen, um seinen Fall desto größer zu machen. Ich halte ihn in meiner Hand und kann ihn zerschmettern wenn ich will.«

»Dann schiebt Euren Vorsatz nicht auf, Sir Giles«, sagte Sir Francis, »oder ich muss meine eigenen Mittel anwenden, um mich mit ihm auszugleichen. Ich kann mich bei der Beleidigung, die ich erduldet habe, nicht beruhigen.«

»Und was wird die augenblickliche Genugthuung, die sein Tod gewährt«, entgegnete Sir Giles, »im Vergleich damit sein, ihn von dem Punkt herunterzustürzen, den er erreicht hat, ihn seiner Ehre und seines erworbenen Reichtums zu berauben und ihn in das Fleetgefängnis zu werfen, wo er zollweise sterben wird und wo Ihr Eure Augen an seinen langsamen Qualen weiden könnt? Das ist wahre Rache; und Ihr seid nur ein Neuling in dieser Kunst, wenn Ihr glaubt, dass Euer Plan dem meinen gleich ist. Aus diesem Grund habe ich ihn so lange verschont. Ich habe zugegeben, dass er sich mit Stolz und Unverschämtheit bläht, bis er bereit ist, zu bersten. Aber sein Tag der Rechenschaft ist nahe, und dann soll er uns die große Rechnung zahlen, die er mir schuldig ist.«

»Nun, Sir Giles, ich bin bereit, Euch die Sache zu überlassen«, sagte Sir Francis, »aber es ist hart, sich öffentlich beleidigen zu lassen und keine unmittelbare Genugthuung zu erhalten.«

»Ich gebe es zu«, entgegnete Sir Giles, »aber Ihr wisst sehr wohl, dass Ihr ihm im Fechten nicht gewachsen seid.«

»Wenn ich es nicht bin, so sind andere es – Clemens Lanyere zum Beispiel!«, rief Sir Francis. »Er hat mehr als einmal einen Streit für mich ausgefochten.«

»Wenn es eine gewöhnliche Sache wäre, würde ich Euch raten, die Ausgleichung dieses Streites Lanyere zu überlassen«, sagte Sir Giles, »oder ich würde sie selber für Euch übernehmen. Aber das wäre nur eine halbe Rache. Nein, das Werk muss vollständig geschehen. Der Triumph, den Ihr am Ende haben werdet, wird Euch vollständig für den Aufschub entschädigen.«

»So mag es denn sein«, entgegnete Sir Francis. »Aber ehe ich den Gegenstand aufgebe, kann ich wohl bemerken, dass mich eins bei dem plötzlichen Steigen dieses Emporkömmings in Verlegenheit setzt, nämlich, dass Buckingham ihm keinen Widerstand leistet. Selbst der König hat, wie ich höre, seine Überraschung ausgedrückt, dass der eifersüchtige Marquis einen Menschen, der sein Nebenbuhler werden könne, scheinbar mit so großem Wohlgefallen ansehe.«

»Es ist, weil Buckingham keine Furcht vor ihm hegt«, versetzte Sir Giles. »Er weiß, er darf nur ein Wort sagen, und die Puppe, die Gondomar eingeführt hat, und noch jetzt unterstützt, wird augenblicklich beseitigt; aber da er auch weiß, dass sogleich ein anderer würde eingeführt werden, so ist er zufrieden, ihn für jetzt an der Stelle zu lassen.«

»Gewiss, wenn Mouchensey mehr Weltkenntnis gehabt hätte, würde er Misstrauen gegen ihn hegen«, sagte Sir Francis, »denn meiner Meinung nach übertreibt Buckingham seine Rolle, und beweist ihm zu viel Aufmerksamkeit. Er lädt ihn, wie ich höre, zu all seinen Masken, Banketten und Lustbarkeiten in Work House ein und lässt sich sogar herab, ihm zu schmeicheln. Ein solches Benehmen würde bei jedem, außer bei dem Gegenstand desselben, Verdacht erwecken.«

»Ich habe Euch Buckinghams Beweggrund gesagt, und daher wird seine Handlungsweise Euch nicht mehr überra-

schen. Habt Ihr von der Wette zwischen Gondomar und dem Marquis gehört, infolge deren morgen auf dem Turnierplatz eine Prüfung der Geschicklichkeit stattfinden wird? Mounchensey wird gegen Buckingham rennen, und ich überlasse es Euch, zu erraten, welches der Erfolg sein wird. Ich selber werde unter den Streitern sein.«

»Ihr!«, rief Sir Francis.

»Ja, ich«, versetzte Sir Giles mit einem Lächeln der befriedigten Eitelkeit. »Nun hört mich an, Sir Francis. Ich habe eine Überraschung für Euch. Es ist nicht genug für Euch, diesen aufstrebenden Jüngling von seiner stolzen Stellung herunterzuwerfen und ihn mit Schande zu überhäufen – es ist nicht genug, ihn in das Fleetgefängnis zu sperren, ich will ihn auch seines köstlichsten Schatzes – des Gegenstandes seiner zärtlichen Neigung berauben.«

»Ei, wirklich!«, rief Sir Francis.

»Auf meinen Befehl hat Clemens Lanyere ihn beständig überwacht und entdeckt, dass das Herz des jungen Mannes einem jungen Mädchen von großer Schönheit, namens Aveline Calveley, der Tochter des wahnwitzigen Puritaners, zugewendet ist, der vor drei oder vier Monaten den König in Theobalds ermorden wollte.«

»Ich erinnere mich der Umstände sehr wohl«, sagte Sir Francis.

»Dieses Mädchen lebt in großer Abgeschiedenheit mit einer ältlichen Dame, aber ich habe dennoch ihren Aufenthalt entdeckt. Ich habe gesagt, dass Sir Jocelyn in sie verliebt ist, aber sie ist auch nicht unempfindlich für seine Leidenschaft. Aber es ist ein Hindernis für ihr Glück vorhanden. Fast mit seinem letzten Atemzug nahm Hugo Calveley seiner Tochter das Versprechen ab, ihre Hand unbedenklich dem zu ge-

ben, welchem er dieselbe versprochen, wenn sie innerhalb eines Jahres sollte gefordert werden; doch machte er sie mit dem Namen desselben nicht bekannt.«

»Und wird die Aufforderung geschehen?«

»Ja.«

»Und denkt Ihr, dass sie ihr Versprechen erfüllen wird?«

»Ich bin dessen gewiss. Die Befehle eines sterbenden Vaters sind heilig für eine Person wie sie.«

»Habt Ihr sie gesehen, Sir Giles? Ist sie so schön, wie man sie schildert?«

»Ich habe sie noch nicht gesehen; aber sie wird sogleich hier sein. Dann könnt Ihr selber urteilen.«

»Sie hier!«, rief Sir Francis. »Durch welchen Zauber wollt Ihr sie hierher bringen?«

»Durch einen unfehlbaren Zauber«, versetzte Sir Giles mit grimmigem Lächeln. »Ich habe sie in ihres Vaters Namen rufen lassen. Ich habe zu ihr geschickt, um ihr zu sagen, dass ihre Hand gefordert wird.«

»Von wem?«, fragte Sir Francis.

»Das ist mein Geheimnis«, versetzte Sir Giles.

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft, und als Sir Giles *Herein* rief, wurde sie von Clemens Lanyere, dessen Gestalt in einen langen Mantel gehüllt und dessen Gesicht mit seiner Maske bedeckt war, geöffnet.

»Sie sind da«, sagte er.

»Das Mädchen und die ältliche Frau?«, rief Sir Giles.

Und eine bejahende Antwort von dem Ankläger erhaltend, befahl er ihm, sie sogleich hereinzuführen.

Im nächsten Augenblick trat Aveline, von einem anständig aussehenden Frauzimmer in vorgerückten Jahren begleitet, herein. Clemens Lanyere folgte ihnen. Das Mädchen war

in tiefe Trauer gekleidet, und wenn gleich sehr blass aussehend, machte ihre auffallende Schönheit einen starken Eindruck auf Sir Francis Mitchell, der sogleich aufstand und ihr eine tiefe und, wie er meinte, sehr graziöse Verbeugung machte.

Ohne ihm die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, wendete sich Aveline an Sir Giles, dessen Blick sie mit Schrecken erfüllte.

»Warum habt Ihr mich rufen lassen, mein Herr?«, fragte sie.

»Ich habe Euch rufen lassen, Aveline Calveley, um Euch an das Versprechen zu erinnern, welches Ihr Eurem sterbenden Vater abgelegt habt«, versetzte er.

»Ha!«, rief sie, »so bestätigt sich also meine üble Ahnung!«

»Ich weiß, Ihr betrachtet jenes Versprechen als bindend«, fuhr Sir Giles fort, »und ich habe Euch nur anzukündigen, dass von heute an in einer Woche Eure Hand zur Ehe gefordert werden wird.«

»Ach! Ach!«, rief sie in Tönen der Verzweiflung. »Aber wer fordert sie? Und wie kann der Anspruch geltend gemacht werden?«, fügte sie hinzu, indem sie sich einigermaßen fassete.

»Ihr werdet es zu der bestimmten Zeit erfahren«, versetzte Sir Giles. »Nachdem ich Euch nun aufgefordert habe, Euch auf die Erfüllung Eures feierlich abgelegten Versprechens vorzubereiten, will ich Euch nicht länger aufhalten.«

Aveline sah ihn mit Verwunderung und Schrecken an und würde eine weitere Erklärung gesucht haben; da sie aber an dem unbeugsamen Ausdruck seines Gesichts bemerkte, dass jede Bitte vergebens sein würde, verließ sie mit ihrer Begleiterin das Zimmer.

»Ich würde mein halbes Vermögen darum geben, dieses Mädchen zu besitzen«, rief Sir Francis, von Bewunderung ihrer Schönheit berauscht.

»Hm!«, rief Sir Giles; »es sind schon schwierigere Dinge bewerkstelligt worden. Euer halbes Vermögen, sagt Ihr? So viel ist sie nicht wert. Schreibt mir Euren Anteil an den Besitzungen der Familie Mouchensey zu und sie soll die Eure sein.«

»Ich will es tun, Sir Giles – ich will es tun!«, rief der alte Wucherer lebhaft, »aber Ihr müsst mir vorher beweisen, dass Ihr Eure Wort wahr machen könnt.«

»Pah! Habe ich Euch je getäuscht, Mann? Aber beruhigt Euch. Ihr sollt völlig zufrieden gestellt werden.«

»Dann ruft Lupo Vulp und lasst ihn den Vertrag sogleich aufsetzen«, rief Sir Francis. »Ich werde einen seltenen Preis erlangen und mich schwer an dem verabscheuten Mouchensey rächen!«

## Sechstes Kapitel

### Von der Wette zwischen dem Grafen von Gondomar und dem Marquis von Buckingham

Bei einem Bankett in Whitehall, welches alle vorzüglichsten Herren und Damen des Hofes besuchten, wurde eine Wette zwischen dem Grafen von Gondomar und dem Marquis von Buckingham angestellt, deren Entscheidung man dem König überließ.

Die Sache geschah auf folgende Weise. Das Gespräch wurde auf das Turnier gelenkt. Der mächtige Günstling, der sich in allen kriegerischen Übungen und ritterlichen Spielen für unübertroffen hielt und sich vollkommen auf seine Geschicklichkeit verließ, erklärte prahlend, er habe nie jemand auf dem Turnierplatz getroffen, der ihm gewachsen gewesen sei, worauf der spanische Gesandte, der seinen Stolz demütigen wollte, sogleich erwiderte, er könne im Augenblick einen besseren Kämpfer stellen, als er sei. So gewiss sei er seiner Sache, dass er bereit sei, tausend Dublonen gegen hundert auf den Ausgang des Kampfes zu wetten.

Hierauf entgegnete Buckingham stolz, er nehme die Herausforderung des Gesandten an; aber die Bedingungen der Wette müssten verändert werden, denn so wie er sie vorgeschlagen hätte, könne er sie nicht annehmen. Er wolle alle Edelsteine, die er in dem Augenblick an seinen Kleidern trage, gegen den einzigen Diamanten setzen, den Gondomar als Agraffe an seinem Hut habe. Wenn das Anerbieten Seiner Excellenz genehm sei, habe er nichts weiter zu tun, als den Tag zu bestimmen und den Mann zu stellen.

Gondomar entgegnete, nichts könne ihm besser gefallen

als diese Veränderung der Wette. Der Vorschlag sei völlig übereinstimmend mit den bekannten liberalen Ansichten Seiner Herrlichkeit; doch bat er, noch eine weitere Veränderung machen zu dürfen, nämlich, wenn der Ritter, den er auffordern wolle, von Seiner Majestät als Sieger erklärt werden sollte, dass diesem der reiche Preis ausgeliefert werde.

Buckingham willigte ein. Da nun die Bedingungen der Wette vollkommen festgesetzt waren, blieb weiter nichts übrig, als den Tag für den Versuch zu bestimmen. Dies wurde dem König überlassen, der den folgenden Donnerstag dazu bestimmte, und so, da das Bankett am Freitag war, beinahe eine Woche zur Vorbereitung ließ.

Jakob erfüllte auch gutmütig die Bitte des Gesandten und willigte ein, bei der Gelegenheit als Richter zu handeln. Er bemerkte lachend gegen Buckingham: »Ihr seid nicht geschickt, Steenie, all diese kostbaren Steine, womit Ihr bedeckt seid, auf die Geschicklichkeit zu setzen, womit Ihr eine schwache Lanze schwingen könnt; denn wir können Euch sagen, an welchem runden Hals all diese Halsbänder und schimmernden Zierraten nach einer Woche hängen werden, wenn Ihr geschlagen werdet? Denkt daran, mein lieber Junge!«

»Eure Majestät haben nichts zu fürchten«, versetzte Buckingham. »Ich werde gewinnen, und die Diamantengraffe seiner Exzellenz tragen. Und nun wird der Graf uns vielleicht mit dem Namen und Titel meines mächtigen Gegners bekannt machen, auf dessen Geschicklichkeit er sich so sehr verlässt. Unsere beiderseitige Wahrscheinlichkeit des Erfolges wird dann einleuchtender werden. Wenn aber Gründe zum Geheimnis vorhanden sind, will ich nicht weiter darauf dringen, sondern die Mitteilung einer passenderen Zeit

überlassen.«

»Nunc est narrandi tempus (nun ist die Zeit zum Erzählen)«, versetzte der König. »Keine Zeit gleicht der gegenwärtigen. Wir sind begierig, zu erfahren, wer der Held sein mag.«

»Ich will Eure Majestät keinen Augenblick in Ungewissheit lassen«, sagte Gondomar. »Der junge Ritter, den ich zum Gegner des Marquis zu bestimmen beabsichtige und der gewiss dankbar sein wird für eine solche Gelegenheit der ehrenvollen Auszeichnung, ist hier bei dem Bankett zugegen.«

»Hier!«, rief Jakob, sich umsehend. »Wen meint Ihr, Graf? Es kann nicht Sir Gilbert Gerrard oder Sir Henry Rich sein, denn ohne nachteilig von ihrer Tapferkeit reden zu wollen, ist doch keiner von beiden Buckingham gewachsen. Ah! Da haben wir es! Ihr meint Sir Jocelyn Mouchensey.«

Als der Gesandte zugestand, dass der König recht habe, wendeten sich die Augen aller auf den jungen Ritter, der, wenn auch sehr überrascht, nicht umhin konnte, sich sehr gehoben zu fühlen.

»Wahrlich, Graf«, sagte Jakob mit deutlichem Wohlgefallen, »Ihr hättet eine schlimmere Wahl treffen können, das müssen wir bekennen. Wir beginnen für Eure schönen Juwelen zu zittern, Steenie.«

»Sie sind sicherer, als ich erwartete«, versetzte Buckingham verächtlich. Aber obwohl er lachte, war es doch einleuchtend, dass er unzufrieden war. Er flüsterte seinem vertrauten Freund, dem Lord Mordaunt, zu: »Ich durchschaue die ganze Sache. Dies ist ein verabredeter Plan, diesen hochstrebenden Jüngling weiter zu bringen; aber er soll eine Lehre erhalten für seine Anmaßung, die er nicht so leicht vergessen wird, während zu gleicher Zeit diejenigen, die ihn zu

ihren eigenen Zwecken benutzen, die Gefahr erkennen sollen, der sie sich aussetzen, wenn sie mir zu widerstreben wagen.

Die gegenwärtige Gelegenheit soll nicht versäumt werden.«

Nachdem Buckingham diesen Entschluss gefasst hatte, erlangte er allem Anschein nach seine Heiterkeit wieder und bat den König, dem Kampf dadurch Wichtigkeit zu verleihen, dass er ihn auf dem königlichen Turnierplatz zu Whitehall stattfinden lasse und die Anzahl der Kämpfer auf vierzehn – sieben auf der einen und sieben auf der andern Seite – festsetze. Die Bitte wurde vom Monarchen sogleich gewährt, der ein lebhafteres Interesse an der Sache zu nehmen schien, als Buckingham lieb war, und ihn in dem Entschluss bestärkte, sich auf immer von dem Hindernis zu befreien, welches Mouchensey ihm in den Weg stellte. Als die Anzahl der Kämpfer bestimmt war, wurde zunächst beschlossen, dass Buckinghams Partei vom Herzog von Lennox angeführt werden, während Mouchenseys Partei unter dem Kommando des Prinzen Karl sein sollte. Wenngleich die Anordnung für seinen Gegner zu schmeichelhaft war, um dem stolzen Günstling durchaus angenehm zu sein, so konnte er doch keine vernünftige Einwendung dagegen erheben und war daher genötigt, sich mit Anmut zu fügen.

Die beiden Parteien wurden dann vom König in folgender Ordnung verteilt: Auf der Seite des Herzogs von Lennox waren, außer Buckingham selber, die Grafen von Arundel und Pembroke, und die Lords Clifford und Mordaunt. Als der König wegen des Siebenten noch unentschlossen war, schlug der Marquis Sir Giles Mompesson vor, und Jakob nahm ihn seinem Günstling zu Gefallen an. Auf der Seite des

Prinzen Karl standen der Marquis von Hamilton, die Grafen von Montgomery, Rutland und Dorset, Lord Walden und natürlich Sir Jocelyn Mounchensey. Als diese vorläufigen Verhandlungen beseitigt waren, kamen andere Gegenstände zur Verhandlung. Das Gelage, welches einigermaßen gestört worden war, wurde wieder erneuert und nebst den darauf folgenden Unterhaltungen bis nach Mitternacht fortgesetzt.

Nicht wenig gehoben durch das Kompliment, welches der spanische Gesandte seiner Tapferkeit gezollt hatte, und glühend, eine Lanze mit Buckingham zu brechen, fasste Sir Jocelyn einen Entschluss, sich bei dem Kampf auszuzeichnen. In der letzten Zeit hatte ihn das Glück beständig begleitet. In den letzten wenigen Wochen war er zum Kammerherrn ernannt worden, und dies wurde als die erste Stufe zu einem höheren Posten betrachtet.

Durch Gondomars Einfluss unterstützt und von seinen eigenen persönlichen Verdiensten aufrecht gehalten, die nun, ungeachtet aller Feindseligkeit, geschätzt zu werden begannen – während der König selber günstig und Prinz Karl freundschaftlich gegen ihn gesinnt war, während viele von ihren Hofleuten ihm ihre Dienste anboten, die die erzwungene Herrschaft des anmaßenden Günstlings von sich zu werfen und einen anderen an dessen Stelle zu setzen wünschten – bei all diesen Vorteilen ist es nicht zu verwundern, dass er in kurzer Zeit auf jener glatten und verräterischen Oberfläche, dem Fußboden des Palastes, festen Fuß fasste, für viele ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht und für wenige ein Gegenstand der Bewunderung wurde.

Bei der Fähigkeit, sich in die Umstände zu fügen, benahm

sich Sir Jocelyn mit seltener Klugheit. Während er es vermied, andere zu beleidigen, gestattete er nie, dass man sich eine Freiheit gegen ihn herausnahm. Da er sich gleich anfangs einen Ruf des Mutes begründete, wurde er später wenig belästigt. Es war rühmlich für ihn, dass er an einem Hof, wo die Moral so niedrig stand, wie an dem Jakob des Ersten, unverdorben geblieben war und dass alle Lockungen der zahlreichen Schönen, von welchen er umgeben war und die ihre Schmeicheleien anwendeten, um ihn in ihre Netze zu ziehen, ihn keinen Augenblick zur Untreue an den Gegenstände seiner zärtlichen Neigung bewegen konnten. Es war rühmlich für ihn, dass er bei den häufigen Gelagen, wobei er zugegen sein musste, wo die Nüchternheit verspottet, die Schwelgerei bis zum Übermaß getrieben wurde, bei keiner Gelegenheit die Grenzen der Klugheit und Schicklichkeit überschritt. Noch rühmlicher war es für ihn, dass er in jenen verderbten und bestechlichen Zeiten seine Redlichkeit treu bewahrte. So streng geprüft, erwies sich der wahre Wert seines Charakters und er ging ohne Makel aus der Versuchung hervor.

Die vielen trefflichen Eigenschaften, die den neuen Kammerherrn und Ritter auszeichneten, vereint mit seinem vorzüglichen persönlichen Vorteilen und seinem einnehmenden Wesen, welches durch die jüngst empfangene Politur noch beträchtlich verbessert worden war, zogen, wie wir bereits angedeutet haben, die Aufmerksamkeit der zweiten Person im Königreich auf ihn. Von seinem Benehmen und den Gesinnungen, die er aussprach, angezogen, nahm Prinz Karl häufig Gelegenheit, sich mit ihm zu unterreden und würde eine hohe Achtung für ihn empfunden haben, wäre Buckingham's eifersüchtiges Einschreiten nicht gewesen, der

keinen Rivalen beim König oder dem Prinzen dulden konnte und insgeheim beide gegen ihn aufzubringen suchte. Doch so groß war die Beständigkeit von Sir Jocelyns Charakter, so groß seine Festigkeit sowie sein richtiges Urteil und der Respekt, den er einflößte, dass es wahrscheinlich schien, er werde über alle ihm gelegten listigen Schlingen triumphieren. So standen die Sachen, als die Prüfung der Geschicklichkeit im Turnier von Gondomar vorgeschlagen wurde. Der listige Gesandte hatte wahrscheinlich einen geheimen Beweggrund zu diesem Vorschlag; aber welcher auch derselbe sein mochte, er war seinem Schützling unbekannt.

## Siebentes Kapitel

### Die Wolke am Horizont

Wir dürfen indessen nicht denken, dass Sir Jocelyn seine ganze Zeit am Hof zubrachte. Kein Tag eilte dahin, ohne dass er Aveline einen Besuch machte.

Sie bewohnte eine kleine Hütte, wo sie in völliger Abgeschlossenheit mit ihrer Dienerin, der alten Frau Sherbourne – derselben, die sie bei dem gezwungenen Besuch in Sir Giles Mompessons Haus begleitet hatte – und mit ihres Vaters getreuem alten Diener Anthony Rocke lebte. Zu dieser verborgenen Wohnung, die in dem damals ländlichen Distrikt von Holborne lag, begab sich Sir Jocelyn, wie gesagt, täglich. Die Augenblicke, die er dort zubrachte, waren die teuersten seines Lebens. Die Gefühle der Achtung, die Aveline von Anfang an für ihn gehegt hatte, waren um diese Zeit zur Liebe herangereift; doch ihres feierlichen Versprechens, welches sie ihrem Vater abgelegt hatte, eingedenk, unterdrückte sie ihre zunehmende Neigung, so viel in ihrer Macht stand, und wollte anfangs keine zärtlichen Worte von ihm anhören. Als aber Wochen und Monate vergingen und niemand erschien, der ihre Hand in Anspruch nahm, gab sie sich schon der Hoffnung hin, dass das Prüfungsjahr ohne Belästigung vorübergehen würde, und unmerklich und fast ehe sie es gewahr wurde, war Sir Jocelyn Beherrscher ihres Herzens geworden. Bei diesen Unterredungen erzählte er ihr alles, was ihm am Hofe begegnete, machte sie mit seinen Hoffnungen auf Erhebung bekannt und bewog sie, auf seine Erwartungen einer glänzenden Zukunft, die sie mit ihm teilen sollte, zu horchen.

Der heftige Schmerz, den Aveline der Tod ihres Vaters verursacht hatte, verging nach und nach. Wenn auch nicht frei von Niedergeschlagenheit, war sie doch imstande, die Dinge heiterer anzusehen. Nie hatte sie Sir Jocelyn so voll Lebhaftigkeit und Feuer gesehen, wie an dem Tag nach dem Bankett, als er kam, um ihr die Nachricht von dem Turnier mitzuteilen und dass er auserwählt sei, um seine Geschicklichkeit gegen Buckingham zu versuchen. Die Nachricht brachte aber nicht die Wirkung bei ihr hervor, die er erwartet hatte. Sie konnte nicht nur seine Freude nicht teilen, sondern wurde von Erwartungen bevorstehenden Übels ergriffen, wovon sie sich keine Rechenschaft ablegen konnte. Auch konnte alles, was Sir Jocelyn sagen mochte, ihre Besorgnisse nicht entfernen. Daher war ihre Zusammenkunft trauriger als gewöhnlich.

Am folgenden Tage wurden diese Ahnungen des bevorstehenden Unglücks auf höchst unerwartete Weise bestätigt. Ein geheimnisvoller Mann, der eine Maske trug und in einen langen schwarzen Mantel gehüllt war, trat in ihre Wohnung, ohne vorher an die Tür zu klopfen. Seine Gegenwart verursachte ihr großen Schrecken, der nicht vermindert wurde, als er ihr in strengem und gebieterischem Ton sagte, sie müsse ihn in Sir Giles Mompessons Wohnung begleiten. Indem er sich weigerte, irgendeine Erklärung in der Sache zu geben, sagte er, sie würde wohl tun, ihm Folge zu leisten, denn der Widerstand würde vergebens sein, da Sir Giles bereit sei, seine Befehle zu erzwingen. Auch wolle er für ihre Sicherheit verantwortlich sein. Genötigt, sich mit diesen Versicherungen zufrieden zu geben, fügte sich Aveline der scheinbaren Notwendigkeit der Sache und machte sich mit der Frau Sherbourne und ihm auf den Weg. Mit dem, was bei ihrer

Unterredung mit dem Erpresser vorging, ist der Leser bereits bekannt. Sie hatte etwas Schreckliches erwartet, aber die Wirklichkeit übertraf fast ihre Erwartungen. So erschüttert war sie von der schmerzlichen Nachricht, dass sie nur mit Schwierigkeit ihre Heimat erreichte und den Rest des Tages mit ängstlichem Nachdenken hinbrachte. Am Abend kam, wie gewöhnlich, ihr Geliebter. Sie ging ihm bis an die Tür entgegen, wo er sein Pferd anband. Dann traten sie zusammen in die kleine Wohnung. Die Schatten der Nacht senkten sich mit Macht nieder. Infolge der Dunkelheit bemerkte er die Spuren des Kummers nicht in ihrem Gesicht und fuhr mit dem Gegenstand fort, der ihm in dem Augenblick der wichtigste war.

»Ich weiß, Ihr habt immer öffentliche Lustbarkeiten und Triumphe vermieden«, sagte er, »aber ich wünschte, ich könnte Euch bewegen, bei diesem Turnier eine Ausnahme zu machen und dabei zugegen zu sein. Der Gedanke, dass Ihr zusäht, würde meinen Arm stählen und mich des Erfolges gewiss machen.«

»Auch wenn ich wollte, könnte ich Eure Bitte nicht erfüllen«, versetzte sie in aufgeregtem Ton. »Bereitet Euch vor, Jocelyn. Ich habe üble Nachrichten für Euch.«

Er stutzte und die entzückende Aussicht, der er sich hingegen, verschwand augenblicklich.

»Die schlimmste Nachricht, die Ihr mir geben könntet, würde sein, dass der Anspruch gemacht worden sei«, bemerkte er. »Ich hoffe, es ist nicht so?«

»Es ist besser, gleich das Schlimmste zu erfahren. Ich habe die unzweifelhafte Nachricht erhalten, dass der Anspruch gemacht werden wird«, sagte sie.

Ein Schrei der Seelenqual entfuhr Sir Jocelyn, als hätte er

einen schweren Schlag erhalten – und kaum konnte er die Frage hervorbringen: »Von wem?«

»Das weiß ich nicht«, versetzte sie. »Aber die schlimme Nachricht ist mir von Sir Giles Mompesson mitgeteilt worden.«

»Von Sir Giles Mompesson!«, rief Sir Jocelyn, der kaum seinen Ohren trauen konnte. »Euer Vater würde Euch niemals ihm versprochen haben. Es ist unmöglich, dass er einen Vertrag mit einem solchen Schurken abgeschlossen hat.«

»Das sagte ich nicht; und wenn er es getan hätte, würde ich lieber tausend Mal sterben und mich der Strafe für den Ungehorsam aussetzen, als den Vertrag erfüllen. Sir Giles spricht nur für einen anderen, der sich nicht eher zeigen will, bis er die Erfüllung des unglücklichen Versprechens fordern wird.«

»Aber es sei, wer es wolle, der Anspruch kann niemals geltend gemacht werden«, rief Sir Jocelyn mit qualvoller Stimme. »Ihr werdet Euch nicht von einem solchen Vertrag binden lassen. Ihr werdet Euch nicht so opfern. Es ist wider alle Vernunft. Eures Vaters Versprechen kann Euch nicht binden. Er hatte kein Recht, sein Kind zu Grunde zu richten. Wollt Ihr auf meinen Rat hören, Aveline?«, fuhr er heftig fort. »Ihr habt diese Warnung erhalten; und wenn sie auch wahrscheinlich nicht in freundschaftlicher Absicht geschehen ist, so könnt Ihr sie doch benutzen und der Gefahr, der Ihr ausgesetzt seid, durch die Flucht ausweichen.«

»Unmöglich!«, antwortete sie. »Ich könnte eine solche Handlungsweise weder mit meinem Gewissen noch mit meiner Ehrerbietung für das Andenken an meinen Vater vereinen.«

»Es ist noch eine andere Handlungsweise für Euch offen,

wenn Ihr sie wählen wollt«, fuhr er fort, »nämlich einen Schritt zu tun, der die Erfüllung dieses Versprechens unmöglich machen wird.«

»Ich verstehe Euch«, versetzte sie, »aber davon kann ebenso wenig die Rede sein. Oft habe ich über diese Sache mit großer Unruhe nachgedacht, aber ich kann mich nicht von der mir auferlegten Verpflichtung frei machen.«

»O, Aveline!« rief Sir Jocelyn. »Wenn Ihr Euch durch Gewissenskrupel zu einer Ehe treiben lasst, die Euren Gefühlen widerstrebt, so werdet Ihr Euch und mich zum Elend verurteilen.«

»Ich weiß es – ich fühle es und doch sehe ich keinen Ausweg!«, rief sie. »Wollte ich nach Eurem Rat handeln und dieser drohenden Gefahr entfliehen oder sie gänzlich durch eine Verbindung mit Euch beseitigen – wollte ich meinem Vater ungehorsam sein, so würde ich nie einen Augenblick Ruhe und Frieden haben.«

Es trat eine kurze Pause ein, die nur von ihrem Schluchzen unterbrochen wurde. Endlich rief Sir Jocelyn rasch: »Vielleicht beunruhigen wir uns unnötigerweise, und dies ist nur eine List von Sir Giles Mompesson. Vielleicht hat er von dem Versprechen gehört, welches Ihr Eurem Vater abgelegt habt, und will Euch nur in Schrecken setzen. Aber wer es auch sein mag, er muss seinen Anspruch beweisen.«

Als diese Worte ausgesprochen wurden, hörten sie ein leises Geräusch im Zimmer. Als sie aufblickten, sahen sie die dunkle Gestalt Clemens Lanyeres in seiner Maske und seinem Mantel neben sich stehen.

»Ihr hier?«, rief Sir Jocelyn erstaunt.

»Ja«, versetzte der Ankläger; »ich komme, um Euch zu sagen, dass dies keine eitle Furcht ist – dass der Anspruch wird

geltend gemacht werden.«

»Ach!«, rief Aveline in qualvollem Ton.

»Ich weiß, Ihr werdet nicht ausweichen, junges Fräulein«, versetzte der Ankläger, »und wie Ihr mit Wahrheit sagt, gibt es keinen Ausweg für Euch.«

»Lasst mich nur den Namen dessen wissen, der sie zur Ehe verlangt«, rief Sir Jocelyn, »und ich mache mich verbindlich, dass er nie seine Absicht ausführen soll.«

»O nein, dies darf nicht sein – Ihr dürft keine Gewalttätigkeit anwenden«, sagte Aveline. »Ich will niemals einwilligen, meine Befreiung solchen Mitteln zu verdanken.«

»Ihr sollt zu dem Turnier am Donnerstag alle geforderte Auskunft erhalten«, sagte Lanyvere, »und lasst den Gedanken, Euren Arm zum Kampf stärken, denn wenn es Euch fehlschlägt, wird Aveline Calvey in der Stunde der Not keinen Beschützer haben.«

Hierauf entfernte er sich ebenso plötzlich und geheimnisvoll, wie er gekommen war.

## Achtes Kapitel

### Whitehall

Die Rennbahn in Whitehall, wo das Turnier abgehalten werden sollte, lag an der westlichen Seite eines großen Platzes vor dem alten Banketthaus, welches bald nach der Zeit dieser Geschichte durch Feuer zerstört und durch das noch vorhandene von Inigo Jones entworfene stattliche Gebäude ersetzt wurde, und bildete einen Teil einer langen Reihe von Gebäuden, die zum Palast gehörten, in nördlicher Richtung von Westminster mit demselben parallel liefen und zu Zwecken der körperlichen Übungen und der Erholung bestimmt waren und den Ballhof, die Kegelallee, die Reitbahn und das für den Hahnenkampf bestimmte Gebäude enthielt.

Eine Reihe von Mauern aus Ziegelsteinen von verschiedener Höhe, mit Dächern von verschiedener Form und Größe bezeichneten die Lage dieser Gebäude vom St. James Park aus, den sie auf der Seite zur King Street zu umgaben. Sie wurden größtenteils im Jahr 1532 von Heinrich VIII. errichtet, als ihm Whitehall, welches Wolsey früher besessen hatte, zufiel und er alle nicht eingeschlossenen Ländereien in der Nähe des Palastes von dem Abt und dem Kloster von Westminster erhielt, die er sogleich einzäunen und in einen Park verwandeln ließ.

Für einen Monarchen, der die männlichen Spiele und Übungen so sehr liebte, wie unser biederer alter Heinrich, war ein Turnierplatz unentbehrlich, und er errichtete einen solchen im großartigen Stil, der fleißig besucht wurde. Indem er einen Raum von hundertfünfzig Ellen lang und fünfzig breit einschloss und mit hohen Mauern umgab, ließ er an

der inneren Seite Sitze für die Zuschauer anbringen, die gleich den Logen eines Theaters voneinander getrennt waren. Am südlichen Ende der Einzäunung erhob er eine prachtvolle Galerie, die er für seine Gemahlin und ihre Hofdamen bestimmte. Diese Galerie war mit Samt verziert und mit Vorhängen von Goldstoff versehen. Bei feierlichen Gelegenheiten, wenn der ganze Hof zugegen war, waren sämtlichen Sitze auf dem Gerüst mit helläugigen Schönen angefüllt, deren Blicke und Beifall die Ritter, die sich ihre Diener nannten und sich Gunstbezeugungen in Gestalt von Schärpen, Schleiern, Ärmeln, Armbändern, Haarlocken oder Bandschleifen erbaten, zu hohen Waffentaten anspornten. Zu solchen Zeiten pflegte Heinrich selber in die Schranken zu treten, und in seinen früheren Tagen, ehe er zu korpulent zur tätigen Anstrengung wurde, konnte man keinen stärkeren Gegner für Schwert oder Lanze finden. In jenen Tagen gab es Männer, sehr verschieden an körperlicher Stärke und Abhärtung von den entnervten Schwächlingen zu der Zeit Jakob des Ersten, welche die Waffentaten ihrer Großväter nachäfften.

Aber der Turnierplatz wurde von Elisabeth keineswegs vernachlässigt. Diese löwenherzige Königin begünstigte den Geschmack an ritterlichen Übungen und fand fast ebenso viel Vergnügungen an solchen Schaustellungen, wie ihr rüstiger Vater. Während ihrer langen Regierung hielt man keine Festlichkeit für vollständig, wenn kein Turnier dabei stattfand. Der Name des tapferen Sir Philipp Sidney darf nur erwähnt werden, um zu zeigen, dass sie wenigstens einen vollkommenen Spiegel der Ritterschaft unter ihren Hofleuten hatte, aber ihre vorzüglichsten Günstlinge Essex und Leicester, zeichneten sich beide durch ritterliche Tapferkeit aus.

Manche Lanze wurde von ihnen ihr zu Ehren zersplittert. Als die französische Gesandtschaft in London ankam, um über die Vermählung der Elisabeth mit dem Herzog von Anjou zu unterhandeln, und als man ein großartiges Bankett- haus, dreihundertdreißig Fuß lang und mit Segeltuch be- deckt zu dieser Gelegenheit errichtete, wurde ein prächtiges Turnier zu Ehren der ausgezeichneten Gäste gegeben. Der alte Holinshed erzählt uns: »Die Galerie oder die Stelle am Ende des Platzes, die an das Haus Ihrer Majestät in White- hall grenzte, wurde nicht ohne Ursache die Burg oder Fest- ung der vollkommenen Schönheit genannt, weil Ihre Majes- tät mit diesem Ausdruck mit bezeichnet wurde.« Auch er- teilt er eine interessante Beschreibung von der Vorrichtung, deren sich die Belagerer der Festung bedienten. »Sie waren mit einem hölzernen Rahmen versehen«, sagt er, »der mit Leinwand bedeckt und so bemalt war, als wäre es natürliche Erde oder Mauerwerk gewesen. Diese Vorrichtung nannte man eine bewegliche Schanze und konnte von den Perso- nen, die sich darin befanden, nach Gefallen gelenkt werden. Oben darauf standen zwei hölzerne Kanonen, die so gut an- gemalt waren, dass sie in der Tat zwei schöne Feldstücke zu sein schienen. Neben denselben standen zwei Männer als Artilleristen, in rotem Samt mit Körben voll Erde zu ihrem Schutz. Auf der Höhe der Schanze stand auch ein Fahnen- träger in demselben Anzug wie die Artilleristen, und in der Schanze waren Musikanten verborgen, welche verschiedene Instrumente spielten und auf die Festung der Schön- heit zu- geführt wurden. Als dies alles in Bereitschaft war, näherten sich die Herausforderer und kamen zum Turnierplatz her- unter.« Die Herausforderer waren: der Graf von Arundel, Lord Windsor, Sir Philipp Sidney und Sir Fulke Greville;

und die Verteidiger waren sehr zahlreich und unter ihnen der tapfere Sir Harry Lee, der als unbekannter Ritter sehr geschickt sechs Lanzen brach. Alle Reden, welche die Herausforderer und die Verteidiger hielten, werden von Holinshed berichtet, der seine Erzählung von dem Triumph des ersten Tages in folgender Weise schließt: »Als diese Reden beendet waren, gingen sie und die Übrigen rings um den Turnierplatz und kehrten an das untere Ende zurück, wo sie sich vorbereiteten, jeder Verteidiger nach der Reihe sechs Gänge zu machen gegen sechs Herausforderer, die von beiden Seiten so tapfer fochten, dass ihre Kühnheit eine beständige Erinnerung verdient, und sie gewannen. Ehre für sich und ihr Vaterland, so wie der Ruf darüber berichtet hat.« Und vom zweiten Tag schreibt er so: »Dann gingen sie zum Turnier, wo sie sich sehr tapfer zeigten, wie das Zerbrechen der Schwerter zu erkennen gab. Dann ging es zu den Schranken, wo sie mutig stritten, als ob die Griechen und Trojaner ihren tödlichen Kampf ausgefochten hätten. Keine Partei wurde verschont, kein Rang ausgenommen, sondern jeder Ritter strebte, das goldene Vlies zu gewinnen, welches entweder in Ruhm oder in der Gunst seiner Geliebten bestand; und diese Belustigung währte den ganzen Tag.« Solche Schauspiele kamen häufig vor und die Blätter des oben erwähnten maleischen alten Chronisten sind voll von Beschreibungen derselben. Doch trotz der Bemühungen Elisabeths, ihren Glanz ungetrübt zu erhalten, war der Stern des ritterlicheren Lebens im raschen Abnehmen, um während der Regierung ihres Nachfolgers gänzlich unterzugehen.

Der Schimmer des gehärteten Stahls, das Klirren der Waffen, der wilde Kampf und alle die anderen Umstände, welche die kriegerische Belustigung begleiteten und welche sei-

nen Vorgängern so viel Entzücken gewährt hatten, gewährten Jakob wenig Vergnügen. Wie sollten sie auch einem Fürsten Vergnügen gewähren, dessen angeborene Furchtsamkeit so groß war, dass er beim Anblick eines bloßen Schwertes schauderte und die mimischen Darstellungen des Krieges verabscheute! Ebenso wenig passten für ihn die strengen Grundsätze der Ehre, worauf das Rittertum gegründet war, oder die Verpflichtungen, die dasselbe auferlegte. Zu treulos von Natur, um die Gesetze des Gerichtshofes der Ehre anzunehmen, verspottete er diese Einrichtung als veraltet. Dennoch, da Prüfungen der Geschicklichkeit und Stärke auf dem Turnierplatz noch in der Mode waren, sah er sich, wenn auch gegen seine Neigung, genötigt, Zeuge davon zu sein und sie einigermaßen zu fördern. Der Tag seiner Thronbesteigung, der 24. März, wurde immer durch ein Turnier und Ringstechen verherrlicht. Ähnliche Schauspiele wurden beständig zu Ehren jedes bedeutenden Gastes am Hofe aufgeführt.

Selbst unter dieser Regierung belebte sich der alte Eifer für die ritterlichen Belustigungen während der kurzen Laufbahn des Prinzen Heinrich, der, wenn er gelebt hätte, um die Verheißungen seiner Jugend zu erfüllen, einen ruhmvollen Platz in der Geschichte seines Vaterlandes eingenommen und es aller Wahrscheinlichkeit nach von den folgenden Zerrüttungen und inneren Kämpfen errettet haben würde. Schon früh an die Last der Rüstung gewöhnt, wurde dieser junge Prinz außerordentlich erfahren in der Anwendung aller Waffen - konnte die Pike schwingen, die Lanze einlegen und das Schwert, die Streitaxt oder die Keule besser schwingen als irgendjemand von seinen Jahren. Der Turnierplatz und der Ballhof wurden beständig von ihm besucht und er

war immer mit kräftigen Übungen beschäftigt - zu viel für seine nicht sehr starke Konstitution. Prinz Heinrich hegte den Traum, Calais von Frankreich wiederzugewinnen und würde gewiss den Versuch gemacht haben, wenn er am Leben geblieben wäre.

Mehr zum Nachdenken geneigt und von weniger kriegerischem Geschmack, kultivierte Prinz Karl dennoch mit allem Fleiß die einem Kavalier angemessenen Fähigkeiten. Ein vollkommener Reiter und wohl geübt in allen Künsten des Turnierplatzes - war er ein Muster der Höflichkeit und Grazie, aber er hatte nicht Prinz Heinrichs fieberhafte und verzehrende Leidenschaft für kriegerische Übungen, auch machte er dieselben nicht, wie er, zu seiner einzigen Lebensaufgabe. Noch brannte die reine Flamme der Ritterlichkeit in seiner Brust, er erkannte vollkommen die hohen und veredelnden Grundsätze derselben an und fügte sich den Verpflichtungen, die sie ihm auferlegten. In dieser, wie in den meisten anderen Beziehungen war er wesentlich von seinem königlichen Vater verschieden.

Der Turnierplatz und die verschiedenen anstoßenden Gebäude, die wir bereits aufgezählt haben, hatten als Zugänge zwei schöne Tore, die Heinrich VIII. ebenfalls erbauen ließ. Zu dem einen, welches von außerordentlicher Schönheit war und Cockpit Gate genannt wurde, hatte der berühmte Maler Hans Holbein den Riss entworfen. Aus einer gewissen Quelle erfahren wir, »dass es von viereckigen Steinen mit kleinen Quadraten von zierlich eingesetzten Kieselsteinen erbaut war, Zinnen und vier hohe Türme hatte und dass das Ganze mit Statuen, Rosen und Fallgattern versehen und verziert war.« Das äußere Tor, kaum weniger schön, und Westminster Gate genannt, war mit Statuen, Brustbildern und

dem Wappen des Hauses Tudor in Stein gehauen verziert.

Vom Gipfel eines der hohen Türme des Holbeintores angesehen, war das Aussehen des Palastes von Whitehall zur Zeit unserer Geschichte außerordentlich malerisch und anfallend - vielleicht mehr, als zu irgendeiner anderen vorhergehenden oder folgenden Periode, da die verschiedenen Gebäude, woraus er bestand, gerade alt genug waren, um einen ehrwürdigen Charakter anzunehmen und doch noch gut erhalten zu sein schienen.

Lasst es uns also von diesem Gesichtspunkt aus ansehen und uns zuerst zu dem Banketthaus wenden, welches uns eine lange und schöne Front darstellt und eine prächtige und hohe Halle enthält, die fast den ganzen Raum einnimmt, außer mehreren anderen Zimmern von königlicher Pracht und Größe. In diesem Gebäude, worin er einen ebenso fürstlichen Haushalt führte, wie der König selber, bewirtete Wolsey seinen königlichen Herrn so oft und mit solchem Aufwand, dass er endlich seinen Zorn über seine Prunksucht erregte und seiner prächtigen Wohnung beraubt wurde. Zufrieden mit unserer Ansicht des Banketthauses wollen wir unseren Blick über den großen Hof jenseits und auf die zahlreichen, unregelmäßigen, aber malerischen und schönen Gebäude dahinschweifen lassen, wovon dieser Hofplatz - ein Viereck kann man ihn nicht nennen, denn man hatte keine Gleichmäßigkeit in der Anlage der Gebäude beobachtet - umgeben ist. Hier wird das Auge von einer verwirrten Masse von Dächern angezogen, einige flach, mit Türmen und Zinnen, einige spitz, mit fantastischen Giebeln und hohen Schornsteinen, andere mit Kuppeln und hohen Glockentürmen, noch andere mit durchbrochenen Türmchen und fast alle mit großen vergoldeten Wetterfahnen versehen. Ein gro-

ßer Palast ist eine Stadt im Kleinen, und so war es mit Whitehall.

Es hat noch zwei andere Höfe außerdem, welchen wir eben überblickt haben, ebenso sehr mit Gebäuden angefüllt, ebenso der Gleichmäßigkeit entbehrend, aber ebenso malerisch. Östlich erstreckt er sich bis Scotland Yard und westlich bis zu dem freien Raum vor Westminster Hall. Die Prunkgemächer gehen auf den Fluss hinaus und die großen Fenster gewähren die Aussicht auf den Strom.

Die hohe Stellung verlassend, die wir bisher eingenommen haben, und Whitehall von einer Barke auf der Themse anblickend, finden wir, dass es ein strenges und düsteres Ansehen hat, denn es ist mit Zinnen und Türmen versehen, gleich denen über dem Verrätertor, und beherrscht die Stufen, die vom Fluss hinauf führen.

Die Privatgärten sind schön angelegt mit breiten Terrassengängen, mit zierlichen Blumenbeeten, wovon jedes eine Statue in der Mitte hat, während sich ein Springbrunnen in der Mitte der Einzäunung befindet. Zu den Gärten gehört noch ein geräumiger Kegelplatz, der von demselben durch einen hohen Baumgang getrennt ist. Zudem wir wieder unseren Standort verändern, entdecken wir an der südlichen Seite der Gärten, und mit den Prunkgemächern in Verbindung stehend, einen langen bedeckten Spaziergang, die steinerne Galerie genannt. Zudem wir dann zu unserem ersten Beobachtungsposten zurückkehren und das Ganze aus der Vogelperspektive ansehen, nachdem wir es, wie oben erwähnt, im Einzelnen betrachtet haben, kommen wir zu dem Schluss, dass der Palast von Whitehall, wenn gleich außerordentlich unregelmäßig und ohne Ansprüche an Plan und Anordnung, sehr malerisch und wegen seines ungeheuren

Umfanges höchst imposant ist. In Verbindung mit Westminster Hall, dem Parlamentshaus und der alten Abtei - mit den beiden turmartigen Torwegen, auf den einen wir selber uns stellen - mit den verschiedenen Gebäuden, die dazu gehören und St. James Park umgeben, und mit dem herrlichen gotischen Kreuz in Charing gestehen wir gern zu, dass er ein höchst imponantes Bild darstellt.

## Neuntes Kapitel

### Prinz Karl

Es herrschte nun große Aufregung im Palast und der vorzüglichste Hof war mit Reitern angefüllt; einige von ihnen waren in Stahl gerüstet, ihre Rosse mit reichen Decken belegt, und alle von Pagen und Knappen in glänzenden Livreen begleitet. Außer diesen befanden sich dort Trompeter in roten Röcken auf schönen Pferden. Ihre Instrumente waren mit seidenen Fähnchen verziert, worauf man das königliche Wappen sehen konnte. Dann kamen die Paukenschläger und andere Musikanten, gleichfalls reich verziert und gut beritten. Denen folgten die verschiedenen Pagen, Diener und Beamten des Prinzen von Wales, um seinen Renner stehend, welcher mit Weiß und Gold geschmückt war.

Selbst unter diesem glänzenden und ritterlichen Gedränge wusste man Sir Jocelyn Mouchensey zu unterscheiden. Auf einem feurigen spanischen Ross sitzend, welches der Graf von Gondomar ihm geschenkt hatte, war er zum Turnier völlig gerüstet. Die Decken seines Rosses waren von schwarzem und weißem Samt mit Silber besetzt und die Federn auf seinem Helm von denselben Farben. Er unterhielt sich mit dem spanischen Gesandten, der gleich den Übrigen prächtig gekleidet war, wenn auch ohne Rüstung, und dem eine Schar von Dienern in Jacken und Beinkleidern von schwarzem Atlas, mit Silber besetzt, folgte.

Eine ungewöhnliche Bewegung verkündete die Annäherung einer Person von der äußersten Wichtigkeit.

Es wurde bald bekannt, dass es der Marquis von Buckingham sei. Seine Ankunft wurde durch ein lautes Blasen von

sechs Trompetern angekündigt, die ihm voranritten. Ihre Pferde waren mit orangefarbigem Taft bedeckt, während sie selber lange Röcke von demselben Stoff trugen. Nach den Trompetern kamen vier Zeremonienmeister und vier Pagen in orangefarbigen Wämsern und Beinkleidern mit gelben Federn auf ihren Mützen. Dann folgten die Stallmeister in ihren kurzen Mänteln ohne Ärmel, die den Renner des Marquis führten, auf dem er in die Schranken reiten wollte. Es war eine schöne dunkelbraune Stute, mit einer Decke von grünem Samt, mit Perlen übersät und mit Gold besetzt. Dann kam Buckingham selber in einer prächtigen Waffenrüstung mit Gold ausgelegt und damasziert, und mit orangefarbigem Federbusch auf seinem Helm. So geschmückt, kann man sich keine edlere oder ritterlichere Figur denken, wie er darstellte. Obwohl völlig in Stahl gehüllt, schien seine schöne Gestalt nichts von der Freiheit seiner Bewegung verloren zu haben. Er trug sich mit so viel Anmut und Gewandtheit, als wäre er in seine gewohnte Kleidung von Seide und Samt gewandet. Für den Augenblick ritt er einen Rotfuchs, der zu mutig war, um sich in den Schranken auf ihn verlassen zu können, der aber nun durch sein Feuer und seinen Ungestüm die vollkommene Reitkunst seines Herrn aufs Vorteilhafteste zeigte. Buckingham war von dreißig Knapen, wie die Pagen gekleidet, und von zwanzig Herren in kurzen Mänteln und venezianischen Beinkleidern begleitet. Er begrüßte seinen Gegner und den spanischen Gesandten höflich, ritt dann weiter und nahm eine Stellung neben dem Herzog von Lennox ein, der beritten und völlig equipiert war und mit seinen fünf Begleitern die Ankunft des Prinzen Karl erwartete.

Der Herzog von Lennox trug eine prächtige Rüstung, teils

blau, teils vergoldet, teils graviert, sein Renner war mit Goldstoff mit Perlen gestickt, belegt. Außerdem hatte er vier übrige Pferde, die ebenso prächtige und kostbare Decken trugen und von seinen Pagen geführt wurden. Diese Pagen trugen Röcke und venezianische Beinkleider von Silberstoff mit goldenen Tressen, Mützen mit goldenen Bändern und weißen Federn. Ihre Füße waren mit weißen Stiefelchen bekleidet. Sein Gefolge bestand aus vierzig Herren und Knapen sowie vier Trompetern. Seine Begleiter waren alle glänzend gerüstet und ritten reich verzierte Pferde. Die bemerkenswerteste Gestalt unter ihnen aber war die des Sir Giles Mompesson. Er erregte Aufmerksamkeit durch den Umstand, dass seine Rüstung, sein Pferd, die Decken, Federn und alles völlig schwarz waren.

In diesem Augenblick näherte sich Sir Jocelyn ein Page in des Prinzen Livree von Weiß und Gold und benachrichtigt ihn, dass Seine Hoheit mit ihm zu sprechen wünsche, ehe er den Turnierplatz betrete. Als der junge Ritter die Aufforderung erhielt, verließ er Gondomar sogleich, folgte dem Pagen bis zu der Tür, die zu den Prunkgemächern führte, stieg vor den Stufen ab und überließ sein Pferd seinem jugendlichen Begleiter.

Als er in den Vorsaal trat, fand er eine große Gesellschaft versammelt, die aus einigen der schönsten Damen des Hofes und mehreren edlen Herren bestand, die bei dem bevorstehenden Turnier nur als Zuschauer zugegen sein wollten. Die meisten von ihnen waren Sir Jocelyn bekannt. Sie umringten ihn lebhaft, denn sie fürchteten, es möchte etwas geschehen sein, um die Lustbarkeiten des Tages zu verhindern. Der junge Ritter beseitigte ihre Furcht. Nachdem er den aufregenden Einfluss erfahren hatte, den das Lächeln der Schö-

nen beständig hervorbringt, begann er die große Treppe hinaufzusteigen und hatte beinahe die obere Tür erreicht, die mit der steinernen Galerie in Verbindung stand, als dieselbe von einem Türsteher geöffnet wurde und Prinz Karl heraustrat.

Das edle Gesicht des Prinzen Karl trug denselben Ernst und denselben Anflug von Schwermut, wodurch sich seine Züge während seines Lebens auszeichneten, die aber stärker wurden, als Missgeschick auf ihn fiel. Aber da diese dunklen Tage nun noch nicht zu erkennen waren, da alles um ihn her glänzend und voll der angenehmsten Verheißung schien, verlieh diese prophetische Schwermut seinen schönen Zügen ein höheres Interesse. Er trug eine schwarze Rüstung von vortrefflicher Arbeit. Es fehlte ihm nur der Helm, den ihm ein Page nachtrug. Als er Sir Jocelyn erblickte, blieb er stehen und winkte seinen Begleitern, zurückzutreten.

»Ich habe Euch rufen lassen«, sagte er, »um zu hören, ob es wahr ist, dass Sir Giles Mompesson sich unter der Partei des Herzogs von Lennox befindet.«

»Es ist vollkommen wahr, Eure Hoheit«, versetzte Sir Jocelyn, »er befindet sich jetzt auf dem Hofplatz.«

Ein Schatten des Missfallens verbreitete sich über das edle Gesicht des Prinzen und seine Stirn verdunkelte sich.

»Es ist mir leid, dies zu hören. Wenn ich den König, meinen Vater, nicht schwer dadurch beleidigen müsste, würde ich ihm verbieten, am Turnier teilzunehmen«, rief er. »Sir Giles verdient eher, der Ritterwürde entsetzt zu werden, als sich der ehrenvollen Vorrechte derselben zu erfreuen.«

»Wenn Eure Hoheit dem König diese Ansicht mitteilen wird, derselbe ohne Zweifel die unmittelbare Entfernung des Sir Giles aus den Schranken anbefehlen«, sagte Sir Jocelyn.

»Gewiss ist er unwürdig, dieselben zu betreten.«

»Nicht so«, versetzte der Prinz. »Ich habe Seiner Majestät die Sache bereits vorgestellt, in der Hoffnung, dass meine Einwendungen würden beachtet werden. Aber ich finde, dass sie unbeachtet geblieben sind. Buckingham scheint mehr Einfluss zu haben als ich. Doch die Frechheit und Anmaßung dieses bekannten Erpressers sollte nicht unbestraft bleiben.«

»Das sollen sie nicht, Eure Hoheit«, versetzte Sir Jocelyn. »Ich will so mit ihm verfahren, dass er gewiss nicht wagen wird, sich wieder im Bereich des Palastes zu zeigen.«

»Handelt nicht zu rasch«, sagte der Prinz. »Ihr dürft nicht vergessen, dass Ihr dadurch dem König missfallen und Euch Buckingham's Feindschaft zuziehen könnt.«

»Da kann ich nicht helfen«, entgegnete Sir Jocelyn. »Ich werde ihn beleidigen, wenn er mir in den Weg kommt.«

»Ich kann Euch nicht tadeln«, sagte der Prinz. »In Eurer Lage würde ich dasselbe tun, und ich werde nur durch das Verbot des Königs zurückgehalten, seine augenblickliche Entfernung anzubefehlen. Aber ich muss zum Turnierplatz. Wir werden uns wieder treffen.«

Hierauf stieg er die Treppe hinunter. Sobald seine Begleitung von Pagen und Knappen vorüber war, folgte Sir Jocelyn, drängte sich durch den noch angefüllten Vorsaal, erreichte die Tür und schwang sich auf den Rücken seines Pferdes.

## Zehntes Kapitel

### Das verfälschte Bekenntnis

Eine kurze Zeit war nach Avelines Entfernung vergangen und Sir Thomas Lake war noch allein und versenkte sich wieder in die Betrachtung des Dokuments, welches ihm so viel Unruhe verursacht hatte. Das Gefühl wurde nicht vermindert, als der Türsteher eintrat und Lady Lake anmeldete. So streng und unbeugsam, wie wir ihn geschildert haben, war der Staatssekretär im Allgemeinen nachgiebig genug gegen seine Dame, vor welcher er große Furcht empfand, und die er mit der äußersten Rücksicht behandelte; aber gegen seine Gewohnheit empfing er sie bei dieser Gelegenheit sehr kalt und deutete ihr, ohne aufzustehen, an, neben ihm Platz zu nehmen. Den Mangel an Aufmerksamkeit, den sie unter anderen Umständen sehr übel genommen hätte, nicht beachtend, nahm Lady Lake den ihr angedeuteten Platz, ohne eine Bemerkung zu machen, ein und schwieg, bis der Türsteher sich entfernt hatte. Dann wendete sie sich rasch zu ihrem Gemahl, richtete einen fragenden Blick auf ihn und sagte mit leiser Stimme: »Was haltet Ihr von diesem Dokument, Sir Thomas?«

»Von dieser Fälschung?«, versetzte er in demselben Ton, aber ohne seine Augen zu ihr zu erheben.

»Ja, von dieser Fälschung, wenn Ihr es so nennen wollt«, entgegnete sie. »Sagt mir Eure Meinung darüber. Ist sie so, wie sie sein sollte? Sind die Ausdrücke von der Art, wie sie eine schuldige Frau, wie die Gräfin, anwenden würde, indem sie um Mitleid bittet und sich vor Schande zu schützen sucht? Findet Ihr Fehler daran? Ist irgendetwas daran zu

verbessern?«

»Ich finde einen so großen Fehler daran«, versetzte der Staatssekretär, der noch immer nicht aufblickte, »dass ich es dadurch verbessern möchte, indem ich es in die Flammen würde. Lady Lake, es ist meine Pflicht, Euch zu warnen. Dies ist ein furchtbares Verbrechen, welches Ihr begehen wollt und welches von dem Gesetz schwer bestraft wird. Ihr mögt es vor Euch selber entschuldigen, weil Ihr einen Zweck im Auge habt, der die Mittel zu rechtfertigen scheint; aber die Entschuldigung wird Euch bei anderen nicht helfen. Ihr habt gesagt, in einem Streit mit einem so listigen und gewissenlosen Mann, wie unser edler Schwiegersohn, wäret Ihr genötigt, mit seinen eigenen Waffen zu kämpfen – List mit List zu erwidern; aber ich gebe Euch mein Wort, Ihr würdet ihn leichter durch gerade Mittel schlagen. Lasst Euch in diesem einen Fall von mir leiten. Gebt einen Plan auf, der unvermeidlich zu Folgen führen muss, die ich nur mit Schaudern betrachten kann, und gestattet mir, dieses nachgemachte Bekenntnis zu vernichten.«

»Gebt es mir zurück«, rief sie, ihm das Papier entreißend. »Ihr seid zu furchtsam, Sir Thomas; und wenn es Euch nicht an Mut gefehlt hätte, wäre dieses Mittel nicht nötig gewesen. So verhasst und gefährlich es ist, werde ich zu der Maßregel genötigt und will nicht davor zurückbeben. Aber Ihr werdet nicht aufgefordert werden, eine Rolle in dieser Verhandlung zu spielen. Ich allein will es tun. Ich allein will für alles verantwortlich sein, was daraus folgen mag.«

»Wir werden alle verantwortlich sein müssen«, entgegnete er. »Ihr werdet nicht nur Euch selber, sondern auch Eure ganze Familie zu Grunde richten, wenn dieser furchtbare Schritt getan wird. Bisher haben wir das Recht auf unserer

Seite gehabt, aber von jetzt an werden wir strafbarer sein als die anderen.«

»Ich bin zu der Handlung entschlossen«, rief Lady Lake, »und alle Eure Warnungen werden mich nicht davon abbringen. Darum könnt Ihr Eure Worte sparen, Sir Thomas. Wie Ihr seht, habe ich die Beschuldigung der Zauberei weggelassen und nur die Gräfin ihren schuldigen Umgang mit Lord Roos, wovon wir reichliche Beweise haben, bekennen lassen. Ja, wir würden sie noch haben, wenn ihre Briefe, die in unseren Besitz gekommen sind, nicht gestohlen wären. Jenes Missgeschick macht die gegenwärtige Maßregel notwendig. Nachdem es Lord Roos gelungen ist, uns unserer Waffen zu berauben, hält er sich für sicher. Aber er wird seinen Irrtum erkennen, wenn dieses Dokument vorgelegt wird, um ihn zu überführen.«

»Ich zittere bei dem Gedanken«, stöhnte der Staatssekretär.

»Diese Furcht ist mehr als weibisch«, rief seine Dame. »Werft sie von Euch und seid Eurer würdig! Wer wird denn beweisen können, dass das Geständnis nicht von der Gräfin ausgeht? Nicht sie selber, denn ihr wird niemand glauben. Nicht Lord Roos, denn er ist ebenso wenig glaubwürdig. Nicht Diego, denn sein Zeugnis würde wertlos sein. Die Handschrift der Gräfin ist so geschickt nachgeahmt, dass die Fälschung nicht entdeckt werden kann. Vergleicht sie mit diesem Brief, den sie selber an Lady Roos geschrieben hat, und der, wenn er auch nichts beweist, soweit meinen Zweck befördert hat. Vergleicht, sage ich, die Handschrift des Geständnisses und die Unterschrift mit diesem Brief und erklärt, ob Ihr einen Unterschied zwischen beiden entdecken könnt. Was die Unterschriften des Lord Roos und Diegos betrifft, die sich unter dem Dokument befinden, die sind eben-

so gut nachgemacht.«

»Dass die Fälschung geschickt ausgeführt ist, leugne ich nicht«, versetzte der Staatssekretär »und dieser Umstand, wenn er auch das Verbrechen nicht vermindert, kann die Wahrscheinlichkeit der Entdeckung vermindern. Da nichts, was ich anführen kann, Euch von Eurem Vorhaben abbringen wird, und Ihr entschlossen seid, dieses gefährliche Dokument anzuwenden, so seid wenigstens vorsichtig in der Anwendung desselben. Erschreckt Lord Roos damit, wenn Ihr wollt. Droht, es dem Grafen von Exeter und selbst dem König vorzulegen, im Fall, dass unser Schwiegersohn nicht in Eure Forderung einwilligen sollte. Aber hütet Euch, weiter zu gehen. Gebt es keinen Augenblick aus den Händen, sodass Ihr es immer vernichten könnt, wenn Ihr wollt. Hört Ihr, Mylady.«

»Ja, Sir Thomas«, versetzte sie. »Haltet Euch überzeugt, dass ich mit gehöriger Vorsicht handeln werde. Es ist mir lieb, dass Ihr allmählich zu meinen Ansichten übergeht und geneigt seid, die Maßregel zu unterstützen.«

»Ich sollte die Maßregel unterstützen!«, rief der Staatssekretär erschrocken. »Nichts dergleichen. Ich missbillige sie völlig und kann sie nicht ganz begreifen. Aber ich weiß wohl, wenn Ihr Euch einmal zu etwas entschlossen habt, kann Euch der Teufel selber nicht von Eurem Vorhaben abbringen. Ich gebe Euch den besten Rat, den ich Euch unter diesen Umständen geben kann. Sonst wasche ich die Hände. Wollte der Himmel, Ihr hättet mich nie darüber um Rat gefragt, mich nie mit dem Plan bekannt gemacht. Da Ihr aber so weit mit mir gegangen seid, könnt Ihr auch noch einen Schritt weiter gehen und mir mitteilen, welche Geschichte Ihr zu diesem Geständnis hinzufügen wollt? Wie wollt Ihr

vorgeben, sie erhalten zu haben?«

»Die Angabe, die ich machen werde, wird Folgende sein, und sie wird von so vielen Umständen bestätigt, dass es unmöglich wird, ihr zu widersprechen. Ihr bemerkt, dass das Dokument vom letzten zehnten April datiert ist. Dies ist nicht ohne Grund geschehen. An dem Tage gingen ich und unsere Tochter, Lady Roos, von ihrem Mädchen, Sara Swar-ton, begleitet, in die Wohnung des Grafen von Exeter in Wimbledon, in der Absicht, eine Unterredung mit der Gräfin zu haben. Wir sprachen sie in Gegenwart des Lord Roos und seines Dieners Diego.«

»Aber Ihr habt nichts durch die Reise gewonnen?«, fragte ihr Gemahl.

»Bitte um Verzeihung, Sir Thomas«, versetzte sie, »ich gewann dieses Geständnis. Auf dem Rückweg dachte ich über das Geschehene nach und es fiel mir ein, welchen Triumph ich empfinden würde, wenn ich meinen Zweck erreicht, wenn ich die stolze Gräfin auf ihre Knie gebracht und sie genötigt hätte, ein Bekenntnis ihrer Schuld zu unterzeichnen und meine beleidigte Tochter und mich um Verzeihung zu bitten und als eine noch höhere Rache Lord Roos und seinen Diener genötigt, die Wahrheit des Geständnisses durch ihre Unterschriften zu beglaubigen! Ich dachte daran – und erbit-tert, dass es nicht geschehen sei, beschloss ich, dass es ge-schehen solle.«

»Ein übler Entschluss!«, murmelte ihr Gemahl.

»In Lucas Hatton, unserem Apotheker, hatte ich den rechten Mann zu unserem Vorhaben«, fuhr Lady Lake fort. »Da ich sein wunderbares Talent, jede beliebige Handschrift nachzuahmen, kannte und wusste, dass ich mich völlig auf ihn verlassen könne, so beschloss ich ihn zu Hilfe zu rufen.«

»Unbesonnenes Weib! Ihr habt Euch gänzlich in seine Macht begeben«, seufzte Sir Thomas. »Gesetzt, er verriete das schreckliche Vertrauen, welches Ihr in ihn gesetzt habt?«

»Er wird es nicht verraten«, entgegnete Lady Lake. »Er ist zu sehr in die Sache verwickelt, um nicht um seiner selbst willen zu schweigen. Aber wir wollen fortfahren. Das Dokument, wie Ihr es hier seht, wurde von mir selber aufgesetzt, von Lucas Hatton abgeschrieben und die Handschrift so bewundernswürdig nachgemacht, dass Lady Exeter selber zweifeln dürfte, ob es nicht ihre eigene sei. Die Umstände werden mich unterstützen. Es ist bekannt, dass wir an dem erwähnten Tage in Wimbledon waren. Es ist bekannt, dass wir eine Unterredung mit Lady Exeter hatten, wobei Lord Roos und Diego zugegen waren. Die Unterredung war geheim und daher kann niemand sagen, was darin vorging; aber die Wahrscheinlichkeit spricht für das, was ich behaupten werde, dass es wirklich geschah.«

Sir Thomas gab seine Zustimmung zu erkennen und sie fuhr fort.

»Der Plan ist gut ausgedacht, und bei guter Leitung kann das Gelingen nicht fehlen. Wir haben die Zeit des angeblichen Ereignisses – die handelnden Personen und die Szene – denn ich werde das Zimmer beschreiben, wo die Unterredung wirklich stattfand, und ferner Sara Swarton stellen, welche erklären wird, dass sie hinter dem Vorhang verborgen war und die Gräfin das Geständnis vorlesen hörte, ehe sie es unterzeichnete.«

»Noch eine Teilnehmerin an der Sache, und zwar ein Weib!«, rief Sir Thomas. »Die Gefahr der Entdeckung wird dadurch hundertfach vermehrt.«

»Die Gefahr ist nur in Eurer Einbildung vorhanden«, sagte

die Dame. »Gebt zu, Sir Thomas, dass der Plan gut angelegt ist, und dass sie in der Tat listig sein müssen, wenn sie dem für sie bestimmten Netze entgehen wollen.«

»Ich muss gestehen, Ihr habt Erfindungsgabe genug gezeigt, wenn sie nur zu einem besseren Zweck an gewendet würde; aber an dem am besten erfundenen Plan wird immer ein Fehler entdeckt, der ihn gewiss zerstört.«

»Ihr könnt keinen Fehler an diesem entdecken, davon bin ich überzeugt, Sir Thomas. Wenn Ihr es könnt, so lasst es mich wissen.«

»Nun, solche Dinge werden nur entdeckt, wenn es zu spät ist. Die vermeintliche undurchdringliche Rüstung wird an einem wesentlichen Punkt mangelhaft gefunden. Indessen will ich nichts mehr sagen«, fuhr er fort, als er ihre Ungeduld bemerkte. »Was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden. Habt Ihr unsere Tochter vorbereitet? Wird sie einwilligen, Euch zu unterstützen?«

»Sie wird es«, versetzte Lady Lake. »Anfangs hatte ich einige Schwierigkeit mit ihr, aber ich fand Mittel, ihre Bedenklichkeiten zu überwinden, und sie willigte endlich ein, zu handeln, wie ich es wünschte, vorausgesetzt, dass alle anderen Mittel, den Zweck zu erreichen, fehlschlagen sollten. Dies ist geschehen, seit dem wir diese Briefe verloren haben, denn wenn ich auch noch einen Beweis übrig habe, der vielleicht angeführt werden könnte, so lege ich doch nicht viel Gewicht darauf.«

»Was ist es?«, fragte Sir Thomas rasch.

»Ihr sollt es sogleich erfahren«, antwortete sie. »Es mag hinreichen, zu sagen, dass ich alles getan, um die gegenwärtige Maßregel nicht anwenden zu dürfen und die Ausführung bis auf den letzten Augenblick verzögert habe.«

»Aber jener Beweis, von dem Ihr gesprochen habt?«, rief Sir Thomas. »Lasst mich ihn hören! Vielleicht mag dieses gefährliche Verfahren dann nicht nötig sein.«

»Ich denke nicht so. Aber Ihr sollt urteilen. Am letzten Abend erhielten unsere Tochter und ich geheimen Eintritt in das Zimmer des Lord Roos und wir fanden die Gräfin dort ohnmächtig in seinen Armen.«

»Ei, das ist genug, um sie zu überführen. Ihr bedürft nichts weiter.«

»Hört mich zu Ende, und Ihr werdet Eure Meinung ändern. Die leblose Gräfin auf ein Sofa niederlegend und ihr Gesicht mit einem Taschentuch bedeckend, hatte Lord Roos die Frechheit, zu behaupten, dass wir uns irrten, und dass es nicht Lady Exeter, sondern ihr Kammermädchen Gillian Greenford sei, und er wendete sich an den treulosen Schurken Diego, der sein Behauptung bestätigte.«

»Aber Ihr seid doch nicht gegangen, ohne Euch von der Wahrheit zu überzeugen?«, fragte Sir Thomas.

»Seine Herrlichkeit trug Sorge, dass wir keine Gelegenheit dazu hatten. Er ließ Diego sie über die geheime Treppe forttragen.«

»Henker! Das war unglücklich. Ihr habt also keinen Beweis, dass es die Gräfin war, die Ihr vor Euch gesehen habt?«

»Nichts, als eine Haarlocke, die Lady Roos sich zu verschaffen wusste, als der Mann sie wegtrug.«

»Das mag genug sein«, rief der Staatssekretär, »und die Notwendigkeit verhindern, zu diesem schrecklichen Mittel zu schreiten. Wir müssen das Mädchen sehen und sie befragen. Gillian Greenford, sagt Ihr, heißt sie? Sie soll sogleich hierhergebracht werden.«

»Es ist möglich, dass sie schon draußen ist«, entgegnete

Lady Lake. »Ehe ich hierher kam, ließ ich sie in Eurem Namen rufen.«

»Wir wollen sehen«, rief Sir Thomas klingelnd.

Der Türsteher, welcher infolge der Aufforderung erschien, benachrichtigte ihn, dass das erwähnte junge Mädchen in der Tat draußen warte.

»Sie scheint sehr unruhig zu sein, Sir Thomas«, sagte der Türsteher, »und hat einen jungen Mann bei sich, der ein zärtliches Interesse an ihr zu nehmen scheint und bei dem Verhör zugegen zu sein wünscht.«

»Lasst ihn mit ihr hereinkommen«, sagte der Staatssekretär. Als er bemerkte, dass der Türsteher zauderte, fragte er, ob er noch weiter etwas zu sagen habe.

»Seine Excellenz, der spanische Gesandte, und Lord Roos sind draußen und wünschen eingelassen zu werden«, versetzte der Mann.

Sir Thomas befragte seine Gemahlin mit einem Blick. Als sie keine Einwendung machte, sprach er seine Erlaubnis aus, sie einzulassen. Hierauf wurde die Tür weit geöffnet, um die erwähnten Personen einzulassen.

Gillian kam zuerst und schien sehr verlegen wegen der Lage, in der sie sich befand. Sie war gut instruiert worden wegen der Rolle, die sie zu spielen hatte, aber die Instruktionen, die sie empfangen hatte, waren gänzlich vergessen beim Anblick zweier so schrecklicher Personen, wie Sir Thomas Lake und seine Dame, welche sie beide scharf ansahen. Sie war im Begriff vor Schrecken umzusinken und sah Dick Taverner an, als flehe sie um seinen Beistand. Aber den gewährte ihr Dick nicht, denn seine Eifersucht war durch das, was er gehört hatte, erregt worden. Er beschloss, seine Handlungsweise nach dem Erfolg der Untersuchung einzu-

richten.

Er hielt sich daher zurück, obwohl er eine Anstrengung dabei anwenden musste. Als der Graf von Gondomar erschien, stand Sir Thomas auf und machte ihm eine tiefe Verbeugung, die ebenso zeremoniös von dem spanischen Gesandten erwidert wurde. Der Letztere nahm aber nicht Platz, sondern blieb mit Lord Roos stehen, dessen Gegenwart von seinem Schwiegervater mit einer kalten und fremden Verbeugung anerkannt wurde. Der junge Edelmann schien nicht im Geringsten verlegen zu werden durch den kalten Empfang, noch auch furchtsam wegen des Erfolges der Untersuchung. Er scherzte leise mit Gondomar, und er und der spanische Gesandte schienen sich sehr an Gillians Verlegenheit zu ergötzen.

Hinter ihm stand sein Diener Diego.

»Ihr seid vermutlich Kammermädchen bei der Gräfin von Exeter?«, fragte Lady Lake das Mädchen.

»Ja, Mylady«, antwortete sie.

»Das Mädchen sieht nicht aus, als wenn die Beschuldigungen, die man gegen ihren Ruf erhoben hat, wahr sein könnten«, bemerkte Sir Thomas Lake.

Bei diesen Worten wurde die arme Gillian von Erröten übergossen und ließ den Kopf hängen.

»Ehe ich ihr weitere Fragen vorlege«, sagte Lady Lake, »will ich Lord Roos fragen, ob er noch bei der Behauptung bleibt, dass dieses Mädchen ihn am letzten Abend besucht habe?«

Dick Taverner sah aus, als ob sein Schicksal von der Antwort des jungen Edelmannes auf diese Frage abhängig wäre.

»Ich muss es ablehnen, die Frage Ihrer Herrlichkeit zu beantworten«, entgegnete Lord Roos.

»Warum kann er nicht gerade heraussprechen«, murmelte Dick. »Diese Ungewissheit ist schlimmer als alles.«

»Was sagt das Mädchen selber?«, bemerkte Sir Thomas Lake. »Gesteht sie die Beschuldigung ein.«

»Das könnt Ihr nicht von ihr erwarten, Sir Thomas«, fiel Lord Roos ein.

»Ich erwarte, dass sie meine Frage beantworten wird«, versetzte der Staatssekretär heftig. »Wart Ihr am letzten Abend im Zimmer des Lord Roos?«, fügte er zu Gillian gewendet hinzu.

»O Himmel! Ich werde ohnmächtig«, rief sie.

»Halte mich, Dick, halte mich!«

»Antworte, ja oder nein, oder ich tue es nicht«, versetzte er.

»Nun denn, ja! Wenn ich doch sprechen muss«, entgegnete sie.

Der arme Dick fuhr zurück, als hätte ihn eine Kugel getroffen.

»Ich glaube es nicht«, rief Sir Thomas.

»Ich auch nicht«, sagte Dick, sich fassend. »Ich glaube nicht, dass sie etwas so Schlechtes begehen konnte. Überdies war es der fremde Gesandte dort«, setzte er, auf Gondomar deutend, hinzu, »der gestern am meisten in sie verliebt zu sein schien, und ich würde nicht so sehr überrascht sein, wenn sie ihn besucht hätte. Vielleicht geschah es auch«, fuhr er fort, indem er das arme Mädchen anredete, welches wieder den Kopf hängen ließ.

»Ich kann versichern, dass dies nicht der Fall war«, sagte Gondomar.

»Habt Ihr die Haarlocke bei Euch?«, flüsterte Sir Thomas seiner Gemahlin zu.

»Ja«, versetzte sie, ein kleines zusammengelegtes Papier

aus dem Busen ziehend.

Die Bewegung blieb nicht unbemerkt von Lord Roos und dem spanischen Gesandten, die ein fast unmerkliches Lächeln wechselten.

»Wenn Ihr Gillian alle Fragen vorgelegt habt, die Ihr beabsichtigt, Madame«, sagte Lord Roos zu seiner Schwiegermutter, »so wird es ihr vielleicht gestattet sein, sich zu entfernen? Die Lage kann nicht angenehm für sie sein.«

»Noch einen Augenblick, Mylord«, rief Lady Lake. »Wenn ich sie zurückhalte, geschieht es nur, um ihren Ruf zu retten. Ich weiß, dass sie vollkommen unschuldig ist.«

Bei dieser Ankündigung erhellte sich Dick Taverners Gesicht. Er streckte seine Arme gegen Gillian aus, die gern seine Unterstützung annahm.

»Ich bin völlig gewiss, dass sie nicht die Person ist, die man am letzten Abend in Eurem Zimmer fand«, fuhr Lady Lake fort.

»Wirklich Madame! Wie kommt Ihr zu dieser Überzeugung?«

»Weil das Haar jener Person pechschwarz war, wogegen Gillians Haar, wie Ihr seht, gerade von der entgegengesetzten Farbe ist.«

Dick Taverner konnte nicht umhin, seine Lippen auf den Nacken des hübschen Mädchens zu drücken, als diese Worte ausgesprochen wurden.

»Euer Beweis davon, Madame?«, fragte Lord Roos.

»Seht hier!«, rief sie. »Diese Haarlocke wurde abgeschnitten, ehe Euer Gast entfloh, und sie ist seitdem immer in meinem Besitz gewesen. Ha! Was ist dies!«, rief sie, als sie das Papier entfaltete und eine blonde Haarlocke zum Vorschein brachte, die genau zu Gillians flachsfarbigem Locken passte.

»Welche Verwandlung ist geschehen! Es ist Zauberei geübt worden. Dies ist das Werk der Gräfin.«

»Die Dirne muss doch am Ende dort gewesen sein«, rief Dick Taverner, Gillian von sich stoßend.

»Die Beschuldigung der Zauberei wird Euch nicht helfen, Madame«, sagte Lord Roos höhnisch. »Die Erklärung ist einfach. Eure Augen haben Euch getäuscht.«

»Sehr einleuchtend!«, rief der Graf von Gondomar, der Gillian in seine Arme genommen, als der eifersüchtige Lehrling sie von sich gestoßen hatte. »Ich fürchte, Ihre Herrlichkeit haben kein besonders klares Gesicht.«

»Mein Gesicht ist klar genug, um zu sehen, dass mir ein Streich gespielt worden ist«, versetzte Lady Lake heftig. »Aber Lord Roos mag sich vorsehen. Ich will meine Rache haben und eine schreckliche soll es sein.«

»Verratet Euch nicht«, sagte Sir Thomas leise.

»Euer Geschäft hier ist zu Ende, schönes Mädchen«, sagte der Graf von Gondomar zu Gillian, »und da Euer Liebhaber Euch verlässt, bin ich bereit, für Euch Sorge zu tragen.«

Hierauf führte er sie hinaus, und es folgte ihm Lord Roos, dessen triumphierendes Lächeln seine Schwiegermutter so erbitterte, dass sie es kaum ertragen konnte.

Einen Augenblick blieb Dick Taverner unentschlossen; aber kaum war seine Geliebte verschwunden, als er ihr nacheilte und gelobte, er wolle sie wiederhaben, und wenn es sein Leben koste.

## Elftes Kapitel

### Das Lanzenstechen

Mittlerweile setzte die Prozession ihren langsamen Weg zum Turnierplatz fort. Sie kehrte auf demselben Weg zurück, auf dem sie gekommen war; doch hielt sie sich nun auf der Nordseite von King Street, welche Straße in der Mitte durch einen Zaun abgeteilt und mit Sand bestreut war. Hier auf dem großen Platz vor Westminster Hall war keine Mauer, kein Fenster, kein Dach ohne Zuschauer. Die Türme der beiden großen Tore waren gedrängt voll – so auch die Dächer des Ballhauses und der Reitbahn sowie das Dach des Gebäudes für die Hahnenkämpfe. Das Letztere war in der Tat eine vortreffliche Stellung, denn es gewährte nicht nur eine gute Ansicht von der Prozession, sondern auch in das Innere des Turnierplatzes. Kein Wunder daher, dass große Anstrengungen gemacht wurden, dort einen Platz zu erhalten. Es wird uns nicht überraschen, dass unsere alte Freundin Madame Bonaventure, die keineswegs ihren Einfluss unter den Hofleuten verloren hatte, obwohl ihr die Unterstützung des Lord Roos fehlte, weil dieser junge Edelmann auf Reisen abwesend war – es wird uns nicht überraschen, sagen wir, dass sie unter den begünstigten Personen war, die sich dort eine Position gesichert hatten. Ohne Zweifel würde sie einen Sitz unter den Hofdamen auf den Galerien des Turnierplatzes vorgezogen haben. Da dies aber unerreichbar war, sah sie sich genötigt, sich zufrieden zu geben. In der Tat hatte sie auch keinen Grund, sich zu beklagen, denn sie sah ebenso gut wie die im Inneren und war weniger geniert.

Während sie auf den begeisternden Schall der Trompeten,

auf das Klirren der Waffen, auf das Stampfen und Wiehern der Rosse horchte, konnte Madame Bonaventure von dieser hohen Stellung aus die Haltung jedes Ritters beobachten, so wie er unter dem hohen Bogen des Holbeintores hervorkam und langsam an ihr vorüberritt. Sie hatte Zeit genug, die Anzahl seiner Begleiter zu zählen, ehe sie ihr aus dem Blickfeld verschwanden. Als Sir Jocelyn Mouchensey sich mit erhobenem Visier und mit einem Gesicht näherte, welches bei dem freudigen Zuruf der Menge von Lächeln strahlte, erkannte sie in ihm ihren früheren Gast. Die allgemeine Begeisterung für den jungen Ritter teilend, lehnte sie sich über die Brustwehr und richtete einen so herzlichen Gruß an ihn, dass sie einen höflichen Gegengruß erhielt. Bezaubert davon, folgte sie mit ihren Blicken der graziösen Gestalt des Sir Jocelyn, bis sie ihr aus dem Sichtfeld entschwand, um einen Augenblick später auf dem Turnierplatz wieder zu erscheinen.

Sich nach dieser Richtung wendend – denn ihr ganzes Interesse wurde nun von dem jungen Ritter in Anspruch genommen – ließ Madame Bonaventure ihren Blick über den Eingang der Schranken dahinschweifen und erspähte bald den, welchen sie suchte, in lebhafter Unterredung mit dem Prinzen Karl und einigen anderen Rittern seiner Partei.

In ihrer Nähe hielt der Wappenkönig in seinem glänzenden Gewand, auf einem Pferde sitzend, welches mit Decken von Goldstoff bedeckt war. Als sie sich in dem eingeschlossenen Raum umsah, bemerkte sie, dass alle vorderen Sitze auf den Galerien und Gerüsten, die man für die Hofdamen bestimmt hatte, bereits gefüllt waren. Sie wurde von der weiblichen Liebenswürdigkeit, die sich ihrem Blick darstellte, fast geblendet. Hinter den Hofdamen befand sich ein

Heer geputzter junger Männer, die mit ihnen über den wahrscheinlichen Ausgang des Kampfes, wovon sie Zeugen sein sollten, scherzten und lachten.

Dann sah sie sich auf dem Platz um. Starke hölzerne Schranken waren gezogen, mit Öffnungen an jedem Ende, um die Retter einzulassen. An diesen Öffnungen standen die verschiedenen Beamten des Turnierplatzes, deren Beistand an der Außenseite nicht nötig war, nebst acht Trompetern, vier an dem einen und vier an dem anderen Ende des Feldes, und einer Schar Diener des Prinzen Karl in weißen Livreen mit goldenen Blättern, schwarzen Mützen mit goldenen Bändern sowie schwarzen und weißen Federn.

Am westlichen Ende der Einzäunung stand die königliche Galerie, reich verziert für diese Gelegenheit mit Samt und Goldstoff, und vorn mit dem königlichen Wappen geschmückt. Darüber flatterte die königliche Standarte. Unterstützt von starken eichenen Pfosten, und an der Seite mit einer Treppe versehen, war diese Galerie unten offen. Der auf diese Weise gelassene Raum war groß genug, sodass ein Dutzend oder mehr Ritter zu Pferde darunter Platz hatten, während dichte Vorhänge an den Seiten niedergelassen werden konnten, um sie vor Beobachtung zu schützen, wenn es erforderlich war. Hier sollte der Prinz von Wales mit seinen sechs Begleitern sich versammeln und warten, bis er von den Marschällen auf den Platz gerufen werde. An dem entgegengesetzten Ende des Turnierplatzes war ein ähnlicher Versammlungsort für den Herzog von Lennor und seine Ritter. An beiden Stellen waren Hufschmiede, Waffenschmiede und Reitknechte in Bereitschaft, um, wenn nötig, Beistand zu leisten.

Auf der rechten Seite des Feldes stand eine erhöhte Platt-

form, mit einem Baldachin bedeckt und mit Stufen versehen. Dieser Platz war für die Marschälle und Kampfrichter bestimmt. Gegenüber befand sich der Pfosten an der Barriere, woran der Ring, der große Preis des Tages, gerade so hoch hing, dass man ihn mit einer Lanze erreichen konnte. Gleich den Straßen draußen war die ganze Rennbahn hoch mit Sand bestreut.

Dies war, was Madame Bonaventure von dem flachen Dach des Hahnenkampfhauses sah. Sie hielt es für einen sehr schönen Anblick.

Wie wir gesehen haben, war alles auf der Rennbahn in Bereitschaft. Die Ankunft des Königs schien ungeduldig erwartet zu werden – nicht nur von den Rittern, die begierig waren, ihre Geschicklichkeit zu zeigen, sondern auch von den Hofdamen und den sie begleitenden Herren sowie von den Offizianten, die an verschiedenen Stellen des Platzes zu sehen waren und ihn mit ihrem verschiedenfarbigen Kostümen belebten.

Plötzlich verkündeten laute Zurufe von allen Seiten des Turnierplatzes, von Trompetenstößen begleitet, die Ankunft des königlichen Zuschauers auf der Galerie.

Jakob nahm seinen Platz auf dem für ihn bestimmten erhöhten Sitz ein. Nachdem er sich einige Augenblicke mit dem Grafen von Gondomar unterredet hatte, der sich unter einer glänzenden Schar von Edelleuten und Gesandten befand, sagte er zu Sir John Finett, dass das Turnier beginnen könne. Dann wurde der königliche Wille sogleich den Marschällen mitgeteilt.

Zuerst ritt Prinz Karl, der sich mit außerordentlicher Anmut und Gewandtheit benahm, aber den Ring nicht davontrug. Der Herzog von Lennor hatte kein besseres Glück,

ebenso wie der Marquis von Hamilton. Buckingham war der Vierte. Sein Rennen wurde mit außerordentlicher Geschicklichkeit ausgeführt, wodurch sich der Günstling auszeichnete. Es schien gewiss, dass er den Preis davontragen werde; aber indem er seine Lanze senkte, berechnete er den Wind nicht genug. Dies machte, dass er ein wenig abwich, und wenn er auch den Ring berührte, trug er ihn doch nicht davon. Die Richter erklärten den Gang indessen für gut. Und er wurde sehr beklatscht; aber der Marquis fühlte sich sehr gekränkt, dass es ihm nicht gelungen war, den Ring zu gewinnen.

Nun kam Sir Jocelyn an die Reihe. Seine Brust hob sich vor Erwartung, als er sich vorbereitete, um seinen Lauf zu beginnen. Dem Ring den Rücken wendend, bis zu dem Augenblick, wo er seinen Lauf antrat, machte er eine halbe Volte rechts, erhob dann graziös seine Lanze, als sein Pferd fortgaloppierte, und hielt sie hoch, bis er sich seinem Ziel näherte. Da aber senkte er mit Sicherheit die Spitze und brachte sie mit dem Ring in eine Linie. Er zielte richtig und trug unter allgemeinem Beifall den Preis davon.

## Zwölftes Kapitel

### Das Geheimnis

Dreimal wurde während der langen Nacht die Wache abgelöst und ebenso oft der Gefangene besucht. Bei der ersten Gelegenheit fand man ihn noch mit seiner Bibel beschäftigt, was er so lange fortsetzte, wie der Mann in dem Gewölbe blieb.

Der Zweite, welcher kam, sah ihn auf den Knien liegen und laut und inbrünstig beten. Da er ihn nicht stören wollte, überließ er ihn seiner Andacht.

Aber der Dritte, welcher eintrat, empfand Schrecken bei dem Ansehen des Gefangenen. Er hatte sich vom Boden aufgerichtet und stand so aufrecht da, wie die Fesseln es ihm gestatteten, streckte seine Hände aus und richtete seine Blicke auf den leeren Raum. Er murmelte etwas, aber seine Worte waren nicht zu verstehen. Es sah aus wie jemand, der ein Traumgesicht sieht. Diesen Eindruck machte er auf den Mann, welcher erwartete, es werde sich ihm eine furchtbare Gestalt zeigen. Aber was es auch sein mochte, ein guter oder ein böser Geist, er war dem Puritaner allein sichtbar.

Nachdem er ihn einige Minuten mit Verwunderung und Schrecken angesehen hatte, wagte sich der Gardist in seine Nähe. Als er ihn berührte, stieß der Puritaner einen furchtbaren Schrei aus und versuchte vorwärts zu springen, als wollte er einen verschwindenden Gegenstand ergreifen. Da er aber von der Kette zurückgehalten wurde, fiel er auf den Boden nieder und schien eine schwere Verletzung zu erhalten, denn als der Mann ihn aufrichtete und ihn gegen den Pfeiler setzte, war es einleuchtend, dass er heftige Schmer-

zen empfand, obwohl er nicht klagte. Der Gardist füllte einen Becher mit Wein und bot ihm denselben an, aber obwohl er beinahe ohnmächtig wurde, wies er ihn doch mit Bestimmtheit zurück.

Von diesem Augenblick an war eine auffallende Veränderung in seinem Aussehen zu bemerken. Die Farbe seiner Haut wurde leichenhaft, seine Augen trübe und gläsern und er atmete schwer. Alles deutete an, dass sein Leiden bald vorüber sein werde und dass ihm, so sehr er denselben auch verdienen mochte, der Tod durch die Hände des Henkers erspart werden würde. Der Gardist bemerkte seine Lage und sein erster Antrieb war, Beistand herbeizurufen, aber er wurde durch die lebhafteste Bitte des Puritaners, ihn allein zu lassen, davon abgehalten. Da er dies für das Beste hielt, was er unter diesen Umständen tun könne, gab er der Bitte nach und erwartete kaum, ihn lebendig wiederzusehen.

Eben dieser Mann öffnete die Tür des Gewölbes für Sir Jocelyn und Aveline.

Der Schreck, den das Mädchen beim Anblick ihres Vaters empfand, erschütterte sie tief. Sie hielt ihn für tot und dies war auch Sir Jocelyns erster Gedanke. Der unglückliche Puritaner saß noch an den Pfeiler gelehnt da, aber sein Kopf war auf eine Seite gesunken und seine Arme hingen schlaff herab. Mit durchdringendem Schrei eilte seine Tochter auf ihn zu. Neben ihm niederkniend, erhob sie sanft seinen Kopf, sah ihm lebhaft ins Gesicht und bemerkte, dass er noch lebte, obwohl der Geist bereit zu sein schien, seinen fleischlichen Wohnort zu verlassen.

Die Lage war geeignet, jede verborgene Kraft in Avelines Charakter hervorzurufen. Ihre Gemütsbewegung beherrschend, stieß sie keinen weiteren Schrei aus, sondern begann

mit Ruhe solche Mittel anzuwenden, die sie zur Hand hatte. Nachdem durch ihr Tun seine Schläfen benetzt und seine Hände gerieben waren, hatte sie die Genugtuung, zu sehen, dass er bald seine Augen öffnete. Anfangs schien es ihm schwer zu werden, seinen Blick auf sie zu richten, aber ihre Stimme erreichte seine Ohren und der matte Druck seiner Hand sagte, dass er sie kenne.

Endlich kehrte ihm die Sprache zurück und er murmelte matt: »Mein Kind, ich bin erfreut, dich noch einmal zu sehen. Ich dachte, es wäre schon zu Ende mit mir, aber es hat dem Himmel gefallen, mich noch einige Augenblicke zu verschonen, um dir meinen Segen zu erteilen. Neige dein Haupt, meine Tochter, und empfang ihn. Obwohl von einem Sünder, wie ich, erteilt, wird er dir Vorteil bringen! Möge der gnädige Gott, welcher allen verzeiht, die noch in der letzten Stunde bereuen, und die Waisen überwacht, dich segnen und beschützen!«

»Amen!«, rief Jocelyn inbrünstig.

»Wer sprach da?«, fragte der Puritaner. Als er keine Antwort erhielt, wiederholte er die Frage.

»Ich war es, Jocelyn Mounchensey, der Sohn Eures alten Freundes«, versetzte der junge Mann.

»Komm in meine Nähe, Jocelyn«, sagte der Sterbende. »Ich habe dir Unrecht getan und bitte dich um Verzeihung.«

»O! Redet nicht so«, rief Jocelyn, auf ihn zuspringend. »Ich habe nichts zu verzeihen, doch Ihr habt mir viel zu verzeihen.«

»Du besitzt ein edles Herz, Jocelyn«, versetzte Hugo Calveley, »und in dieser Hinsicht gleichst du deinem Vater. In seinem Namen beschwöre ich dich, auf mich zu horchen. Du wirst mir meine sterbende Bitte nicht abschlagen. Ich habe

dir ein geheiligtes Unterpfand anzuvertrauen.«

»Sagt, was es ist«, rief der junge Mann, »und haltet Euch überzeugt, dass ich Euren Willen erfüllen werde.«

»Gib mir ein wenig Wein«, stöhnte der Puritaner matt.  
»Meine Kraft schwindet und es möchte mich ein wenig wieder beleben.«

Mit großer Anstrengung trank er einige Tropfen aus dem Becher, den Jocelyn ihn füllte. Dennoch war sein Aussehen so beunruhigend, dass der junge Mann nicht umhin konnte, ihn zur Eile anzutreiben.

»Ich verstehe«, versetzte Hugo Calveley, seine Hand drückend, »du denkst, ich habe keine Zeit zu verlieren, und du hast recht. Mein Kind ist das Unterpfand, welches ich dir anvertrauen möchte. Sohn, sieh da, deine Schwester! Tochter, sieh da, deinen Bruder!«

»Ich will mehr als ein Bruder für sie sein«, rief Sir Jocelyn lebhaft.

»Mehr kannst du nicht sein«, versetzte Hugo Calveley;  
»wenn nicht ...«

»Was?«, fragte Sir Jocelyn.

»Ich kann mich nicht erklären«, rief der Puritaner mit qualvollem Ausdruck, »es ist keine Zeit dazu. Es reicht hin, zu sagen, dass sie schon zur Ehe versprochen ist.«

»Vater!«, rief Aveline in vorwurfsvoller Überraschung.  
»Ich hörte nie vorher von einer solchen Verbindlichkeit. Das Versprechen ist ohne meine Zustimmung gegeben worden.«

»Ich beschwöre dich dennoch, es zu erfüllen, mein Kind, wenn es gefordert wird«, sagte Hugo Calveley feierlich.  
»Versprich mir dies oder ich werde nicht ruhig sterben. Sprich! Lass es mich hören.«

Und sie gab widerstrebend das geforderte Versprechen.

Sir Jocelyn stieß einen Ausruf der Qual aus.

»Was betrübt dich, mein Sohn?«, fragte der Puritaner.

»Wen habt Ihr Eure Tochter zur Ehe versprochen?«, fragte der junge Mann. »Ihr habt mich zu ihrem Bruder ernannt und ich bin daher berechtigt, danach zu fragen.«

»Du wirst es erfahren, wenn sie dazu aufgefordert wird«, sagte der Puritaner. »Du wirst dann hören, warum ich das Versprechen gegeben habe, sowie auch, warum ich meiner Tochter diese Verbindlichkeit auferlegt habe.«

»Aber soll diese Verbindlichkeit auf immer bindend bleiben?«, fragte Sir Jocelyn.

»Wenn der Anspruch nicht innerhalb eines Jahres nach meinem Tod geltend gemacht wird, ist sie davon freigesprochen«, versetzte Hugo Calveley.

»O! Ich danke Euch, Vater, ich danke Euch!«, rief Aveline.

In diesem Augenblick wurde die Tür des Gewölbes geöffnet und es traten zwei Männer ein, wovon Sir Jocelyn den Ersten sogleich als den König erkannte.

Der andere war Doktor Mayerne Turquet. Ein Blick reichte hin, dem Letzteren den Zustand des Puritaners zu erklären.

»Ah! Parbleu! Der Mann liegt im Sterben, Eure Majestät«, rief er.

»Im Sterben! Wirklich?«, rief Jakob. »Umso mehr Grund, uns ohne Verzug sein Geheimnis zu sagen. Hört Ihr, Unglücksprophet!«, fuhr er fort, als er vorwärts schritt, »das Urtheil des Himmels, welches Ihr uns verkündet, scheint auf Euch selbst gefallen zu sein und Euch zu Boden geworfen zu haben, noch ehe unser Arm Euch berühren konnte. Ihr habt guten Grund, dankbar zu sein, dass Ihr der Folter entgangen seid, darum bekennt Euer Verbrechen und entdeckt uns das Geheimnis, welches Ihr uns mitzuteilen habt, wie man mir

sagt!«

»Lass alle Übrigen einige Schritte zurücktreten«, sagte Hugo Calveley, »und nähere du dich mir, o König! Was ich zu sagen habe, ist für dein Ohr allein.«

»Es wird keine Gefahr sein, diese Bitte zu gewähren, sollte ich denken?«, fragte Jakob den Arzt.

»Durchaus keine«, versetzte Doktor Mayerne Turquet. »Die einzige Gefahr liegt im Verzug. Eure Majestät sollten keine Zeit verlieren. Der Mann schwindet rasch dahin. In einigen Augenblicken wird er aufhören zu leben.«

Auf ein Zeichen des Königs trat Sir Jocelyn auf die Seite, aber Aveline weigerte sich, ihren Vater auch nur auf einen Augenblick zu verlassen.

Als Jakob sich näherte, erhob sich Hugo Calveley ein wenig, um ihn anzureden.

»Ich sage dir, o König«, rief er, »wie Elias zum Ahab sagte: Weil du dich verkauft hast dem Werk des Bösen im Angesicht des Herrn, so will ich Leiden über dich bringen und deine Nachkommenschaft von dir nehmen. Und ich will dein Haus machen gleich dem Haus Jerobeams, des Sohnes Nehat, und gleich dem Haus des Baesa, des Sohnes Ahijahs, wegen der Missetat, wodurch du meinen Zorn erregt und Israel zur Sünde geführt hast.«

»Zum Henker mit dir, Schurke!«, rief Jakob wütend, »hast du mich darum hierher rufen lassen, um deinen Strafpredigten zu horchen?« Als Hugo Calveley, von der Anstrengung erschöpft, mit einem tiefen Seufzer zurücksank, neigte er sich zu ihm und rief: »Das Geheimnis, Mann, das Geheimnis! Oder der Folterer wird es von dir herausbringen!«

Der Puritaner versuchte zu reden, aber seine Stimme war so leise, dass sie das Ohr des Königs nicht erreichte.

»Was sagst du?«, fragte er. »Sprich lauter ... Seele meines Leibes!«, rief er nach einer augenblicklichen Pause, während welcher die plötzliche Veränderung in den Gesichtszügen des Gefangenen ihn zu der Vermutung brachte, dass alles zu Ende sei. »Unser Glaube ist, dass er nie wieder reden wird. Er ist uns entflohen und hat das Geheimnis mit sich genommen.«

Aveline stieß einen lauten Schrei aus, als sie auf den leblosen Körper ihres Vaters niederfiel.

»Lasst uns hinausgehen«, rief der König, seine Ohren zuhaltend. »Wir sind nicht gern bei solchen Szenen zugegen. Wir sind gut von dem Verräter frei geworden, obwohl wir gern gehört hätten, was er zu sagen hatte. Sir Jocelyn Mounchensey, Ihr werdet für dieses junge Frauenzimmer sorgen, und wenn Ihr sie habt wegbringen lassen, folgt uns in das Ballhaus, wohin wir uns sogleich begeben werden.«

Hierauf verließ er mit dem Arzt das Gewölbe.

## Dreizehntes Kapitel

### Der ehrlose Ritter

Einige Sätze seines Rosses brachten Sir Jocelyn zu der königlichen Galerie, wo er abstieg. Sein Pferd einen Knappen übergebend ging er, von den Marschällen begleitet, die Stufen hinauf und befand sich gleich darauf in der Nähe des Königs. Jakob empfing ihn sehr gnädig. Zur Rechten des Monarchen stand der Graf von Gondomar, welcher seinem Schützling, als er sich näherte, zulächelte und auf ein silbernes Kästchen blickte, welches mit Diamanten, Perlen, Smaragden, Amethysten und anderen Edelsteinen angefüllt war und von einem Diener in der prächtigen Livree des Marquis von Buckingham getragen wurde.

»Wir begrüßen Euch als Sieger, Sir Jocelyn«, sagte Jakob, als der junge Ritter ihm eine tiefe Verbeugung machte, »und es freut uns, zu sagen, dass Ihr Euch ehrenvoll und gut auf dem Kampfplatz benommen habt. Was sagt Ihr, meine Herren?«, fügte er zu den Marschällen und den Übrigen gewendet hinzu, »soll nicht der Preis des Tages Sir Jocelyn zuerkannt werden?«

»Es muss von Rechtswegen geschehen, Eure Majestät«, versetzte der Erste von ihnen. »Der Ring konnte nicht besser genommen werden, wie Sir Jocelyn es tat, auch konnte kein größerer Vorteil im Turnier gewonnen werden, wie er über den Marquis von Buckingham erlangte. Er hat alles in Übereinstimmung mit den Regeln der Ehre und ohne Trug oder Überlistung getan.«

»Genug, Ihr Herren«, sagte Jakob. »Graf, Ihr habt Eure Wette gewonnen, und was Euch betrifft, Sir Jocelyn, Ihr habt

Euch als einen wahren Spiegel der Ritterschaft – exemplar antiquae fortitudinis et magnanimitatis (als ein Muster der alten Tapferkeit und Hochherzigkeit – nach dem Vorbild Bayards, des Ritters ohne Furcht und Tadel, und wie wir in diesen späten Tagen kaum einen zu sehen erwarteten, gezeigt. Ihr seid vollkommen berechtigt zu dem Preis, den Ihr gewonnen habt, und den seine Exzellenz Euch so freigebig überlässt.«

»Mit Eurer Erlaubnis will ich noch die Diamantenagraffe hinzufügen, die ich gegen die Edelsteine des Marquis wette!«, sagte Gondomar, »und ich will Sir Jocelyn bitten, sie als ein Zeichen meiner Anerkennung seiner Verdienste als Ritter zu tragen. Es ist kaum zu viel gesagt nach seinen letzten glänzenden Errungenschaften, dass er seinen Platz unter den Ersten der ausgezeichneten Ritter einnimmt, die den Thron Eurer Majestät umgeben.«

»Er nimmt seinen Platz als der Erste und Beste ein«, sagte Jakob mit Nachdruck. »Da er Buckingham überwunden hat, der bis heute den vorzüglichsten Platz unter unserer Ritterschaft eingenommen hat.«

»Eure Majestät überschütten mich mit Lobsprüchen«, versetzte Sir Jocelyn, »und ich kann nur dagegen sagen, dass meine besten Kräfte Eurem Dienst gewidmet sein sollen, wann und wie ich dazu aufgefordert werden mag. Was das Geschenk Eurer Exzellenz betrifft«, fügte er zu Gondomar gewendet hinzu, der den schimmernden Schmuck abnahm und ihm denselben überreichte, »werde ich es so sorgfältig aufbewahren, wie ein Frommer in Eurem Vaterland Spanien die kostbarste Reliquie aufbewahren würde.«

Dann wurde das Kästchen, welches die Edelsteine enthielt, auf einen Wink des Königs Sir Jocelyn überliefert, der es von

dem Diener empfang, eine Perlenschnur herausnahm, sie dem Marschall übergab und ihn bat, sie den Herolden als Geschenk zu überliefern, worauf der Beamte seinen Wunsch zu erfüllen versprach. Nachdem er jedem der Marschälle ein ähnliches Geschenk gewährt hatte, bat Mouchensey, das Kästchen seinem Knappen in Verwahrung zu geben, was auch sogleich geschah. »Ist alles beendet?«, fragte der König.

»Der Kampf um den Preis ist völlig entschieden«, entgegnete der Marschall, »aber es ist noch der Schwertkampf zu Pferd übrig, wenn es Sir Jocelyn gefällig ist, daran teilzunehmen.«

»Was sagt unser junger Ritter?«, fragte der König. »Ist er bereit, die Lorbeeren aufs Spiel zu setzen, die er so trefflich gewonnen hat? Es dürfte ein gefährlicheres Zusammentreffen sein. Was er bereits getan hat, dürfte ihn wohl berechtigen, die weitere Gefahr abzulehnen, wenn er dazu geneigt ist.«

»Ich würde Eurer Majestät hohes Lob schlecht verdienen, wenn ich einen Augenblick zauderte«, versetzte Mouchensey, »aber so weit entfernt, Abneigung gegen den Kampf zu empfinden, würde ich bedauern, wenn mir diese Gelegenheit zur weiteren Auszeichnung verweigert würde. Mit Eurer Majestät gnädiger Erlaubnis will ich die Marschälle bitten, es durch die Herolde verkünden zu lassen, dass ich jeden wahren Ritter zum Schwertkampf zu Pferd herausfordere.«

»Ihr werdet mit einem stumpfen Schwert fechten, Sir Jocelyn!«, rief der König. »Wir wollen nicht, dass das Leben aufs Spiel gesetzt werde. Unser lieber Junge, Steenie, hätte sich beinahe seinen lieben Schädel zerbrochen und wir wollen nicht, dass noch mehr Unheil angerichtet werde.«

»Die Turniergesetze, womit Sir Jocelyn ohne Zweifel bekannt ist«, sagte der Marschall, »fordern, dass das Schwert abgestumpft sei, wie Eure Majestät angegeben, und dass kein Schlag mit der Spitze der Waffe geführt werde. Diese Bedingungen müssen streng beobachtet werden.«

»Es soll geschehen«, versetzte Sir Jocelyn, »und ich bitte Euch, Eure Pflicht zu tun und die Aufforderung zu machen.«

Hierauf entfernten sich der Marschall und seine Begleiter. Sir Jocelyn verneigte sich ehrerbietig vor dem König, ging ihnen nach, stieg die Stufen hinunter und schwang sich dann wieder in den Sattel.

Bald darauf und während ein auf die vorgeschriebene Weise abgestumpftes Schwert von seinem Knappen um seinen Leib geschnallt wurde, bliesen die Trompeten und die Herausforderung wurde vom Marschall verkündet. Sogleich wurde vom entgegengesetzten Ende des Kampfplatzes mit einem Trompetenstoß geantwortet und ein Herold, der auf diesem Punkt stand, rief mit lauter Stimme, dass die Herausforderung angenommen sei. Wieder steigerte sich die Aufregung unter den Zuschauern, wieder wurden die Augen aller auf Sir Jocelyn gerichtet und wieder wurden manche inbrünstige Gebete von seinen zahlreichen schönen Zuschauerinnen für seinen günstigen Erfolg ausgesprochen – obwohl keine so inbrünstig wie das, welches Aveline aussprach. Sir Jocelyn warf einen Blick auf jenen Teil der Damengalerie, wo er wusste, dass sie sich befinde, und bereitete sich dann auf seinen letzten Versuch vor. Bisher wusste er noch nicht, wer sein Gegner sei; aber als ein Ritter in schwarzer Rüstung und mit schwarzem Federbusch auf seinem Helm unter dem Gerüst hervorritt, entdeckte er zu seinem

großen Unwillen, dass es Sir Giles Mompesson sei. Nach augenblicklichem Nachdenken entschloss er sich, wie er handeln wollte. Als der Marschall das Signal zu Kampf gegeben hatte und Sir Giles, das Schwert in der Hand, auf den Kampfplatz stürzte, ritt Mouchensey auf ihn zu, aber ohne sein Schwert zu ziehen, erhob er sich im Sattel und gebot ihm mit Donnerstimme, sich zurückzuziehen. Bei der Heftigkeit, womit Sir Giles auf den Kampfplatz stürmte, wurde er an seinem Gegner vorübergeführt, doch lenkte er herum und sah Mouchensey durch die Öffnungen seines Helmes wild an.

»Zurück, sagt Ihr?«, rief er. »Nicht anders, wenn Ihr Euch für überwunden erklärt. Ich gebiete Euch dagegen, kehrt zu dem Punkt zurück, von dem Ihr ausgegangen seid und beginnt den Kampf in gehöriger Form, oder ich werde Euch für besiegt halten und Euch nötigen, Euren Helmbusch zu senken.«

»Hört mich an«, rief Sir Jocelyn, »und lasst alle es hören. Ich forderte jeden wahren Ritter zum Kampf, aber Ihr gehört nicht dazu. Ich erkläre Euch hier öffentlich für einen falschen und ehrlosen Ritter und behaupte, dass Ihr meines Schweretes völlig unwürdig seid. Zurück an dem Platz, von dem Ihr ausgegangen seid, und wenn die Herolde ihre Pflicht tun, werden sie Euch die Sporen abhacken und Euch mit Schimpf und Schande aus den Schranken treiben.«

»Und denkt Ihr, ich werde mich dieser Beleidigung fügen?«, brüllte Sir Giles. »Zieht sogleich Euer Schwert und lasst uns einen tödlichen Kampf beginnen.«

»Niemals«, versetzte Sir Jocelyn verächtlich. »Ich werde mich nicht mit Eurer Schande auf gleiche Linie stellen.«

»Dann beugt Euch zur Erde«, rief Sir Giles, einen furchtba-

ren Schlag mit seinem Schwert auf ihn führend.

Wenn der Streich getroffen hätte, wie es die Absicht war, so würde wahrscheinlich Mompessons Drohung bestätigt werden sein, aber Sir Jocelyn war selbst für seinen mächtigen Gegner zu vorsichtig und gewandt. Ehe das Schwert niederfallen konnte, ergriff er seines Gegners Handgelenk und im nächsten Augenblick bemächtigte er sich seiner Klinge. Dies geschah ohne Verletzung, da das Schwert abgestumpft war. Die Waffe noch festhaltend, erhob er sich in seinen Steigbügeln, um dem Schlag noch größere Gewalt zu verleihen, und verletzte Sir Giles mit dem Schwertknopf einen Schlag mit solcher Heftigkeit auf den Helm, dass er, wie von einer Kugel getroffen, aus dem Sattel stürzte.

Während dieser seltsamen Szene sprachen die Zuschauer kein Wort, sondern sahen nur mit großer Neugierde zu und wunderten sich, wie die Sache enden werde. Als Sir Giles von seinem Pferd stürzte und in völliger Bewusstlosigkeit am Boden ausgestreckt lag, wurde ein furchtbarer Ruf erhoben und Sir Jocelyn erhielt ebenso viel Beifall, als ob er eine außerordentliche Waffentat verrichtet hätte – so allgemein war der Erpresser verabscheut. Auch gab man seine Teilnahme zu erkennen, als einige Augenblicke später Sir Giles von den Herolden vom Boden erhoben wurde. Als man ihm seinen Helm abnahm, zeigte er ein totenblasse Gesicht und ein Blutstrom lief langsam an seinen Schläfen herunter. Manche wären erfreut gewesen, wenn er getötet worden wäre, aber die Wundärzte erklärten, dass er nur von dem Schlag betäubt sei.

## Vierzehntes Kapitel

### Sir Giles Mompessons Privatkabinett

Es war ein kleines Zimmer, dessen Raum durch zahlreiche Koffer und eiserne Kisten noch mehr versperrt wurde. Einige dieser Kisten waren aufeinandergestellt, bis sie die Decke berührten. Alle erschienen stark genug, doch viele waren außerdem noch mit eisernen Reifen umgeben, mit großen Nägeln beschlagen und mit mächtigen Vorlegeschlössern versehen. Die Tür war von innen und außen mit Eisen beschlagen und hatte ein schweres Schloss, wozu der Herr des Zimmers immer den Schlüssel bei sich trug und ihn niemals aus den Händen gab.

Dieses kleine Zimmer war das Privatkabinett des Sir Giles Mompesson.

Niemand durfte ohne ihn in dasselbe eintreten. Obwohl seine Leute sehr wohl um das Vorhandensein desselben wussten und eine schlaue Mutmaßung über den Inhalt anstellen konnten, so hatten doch nur zwei je ihren Fuß in dasselbe gesetzt. Die beiden Bevorzugten waren Clemens Lanyere und Lupo Vulp. Weder der Ankläger noch der Notar pflegten viel von den Angelegenheiten ihres Herrn zu reden und waren fast ebenso zurückhaltend, wie er selbst. Dennoch hatten die anderen Leute aus den wenigen Worten, die er von Zeit zu Zeit hatte fallen lassen, eine ziemlich genaue Kenntnis von dem Privatkabinett erlangt, von den verborgenen Wandschränken, von den Schubladen mit geheimen Springfedern, vom Tafelwerk, welches sich zurückschieben ließ, von den mit Schätzen angefüllten Kisten oder mit dem, was ebenso gut war, wie Schätze, mit Dokumen-

ten, Pfandascheinen und anderen Sicherheiten und den sorgfältig verborgenen Vorräten von Silberzeug, Juwelen und anderen Kostbarkeiten. Einige von den am wenigsten Bedenklichen unter ihnen wie der starrende Hugo, der schneidende Dick und der alte Tom Wootton hatten oft die Möglichkeit besprochen, den Ort insgeheim zu besuchen und die Vorräte zu durchstöbern . Aber sie waren bisher durch ihre Furcht vor ihrem schrecklichen und rachsüchtigen Herrn zurückgehalten worden.

Wenn wir in das Kabinett blicken, finden wir Sir Giles an einem Tisch sitzend, eine große offene Kiste neben sich, aus welcher er mehrere gelbe Dokumente mit großen Siegeln genommen hatte, um sie zu prüfen. Er war nun mit einem Dokument beschäftigt, worauf der Plan einer großen Beszung gezeichnet war, und worauf er seine Aufmerksamkeit richtete. Sein Gesicht war leichenhaft und die geisterhafte Farbe erhöhte noch seinen grimmigen Ausdruck. Er trug eine Binde um den Kopf und es war ein Ausdruck des Schmerzes in seinem Gesicht sowie eine ungewohnte Schwäche und Hinfälligkeit in seiner ganzen Haltung. Es schien einleuchtend, dass er von dem zermalmenden Schlag, den er im Turnier erhalten hatte, noch nicht hergestellt war.

Ihm gegenüber saß sein Genosse Sir Francis Mitchell, und das Schweigen, welches einige Minuten lang zwischen ihnen geherrscht hatte, wurde zuerst von dem alten Wucherer gebrochen.

»Nun, Sir Giles«, fragte er, »seid Ihr zufrieden mit Eurer Prüfung der Dokumente über die Beszung Mouchensey? Das Gut ist, wie Ihr seht, über zwei Jahrhunderte in der Familie gewesen – kurz, seit der Regierung Heinrich IV. – und Ihr habt ein unbestrittenes Recht an die ganze Beszung, die

auf diesem Plane abgebildet ist – an eine alte Halle, von einem großen Park umgeben, acht Meilen in Umfang, und fast ebenso gut mit Wild versehen, wie die königliche Jagd zu Theobalds. Außerdem habt Ihr ein Recht an andere Besitzungen, die sich von Mouchensey Place und Park bis zur Küste, zwölf Meilen weit, wie eine Krähe fliegt, erstrecken – an drei Herrenhäuser und ein Dutzend kleine Dörfer. Wird dies Euch nicht zufriedenstellen? Mich dünkt, es sollte doch sein. In Wahrheit, mein würdiger Kollege, wenn ich all Eure Besitzungen, Eure Häuser und Ländereien und Eure verschiedenen Erwerbsquellen – die Summen, die Ihr auf Pfänder ausgeborgt habt – Eure Monopole und Patente – wenn ich dies alles aufzähle und den in diesem Kabinett aufgespeicherten Reichtum, den Ihr nicht auf Zinsen ausgeborgt habt, hinzurechne, so muss ich Euch unbedenklich für einen der Reichsten meiner Bekanntschaft halten. Es gibt wenige, deren Einnahmen so groß sind wie die Euren, Sir Giles. Es ist seltsam, dass ich nicht den hundertsten Teil Eures Reichtums besitze, obwohl ich dieselbe Gelegenheit habe, Geld zu machen wie Ihr.«

»Nicht im Geringsten seltsam«, versetzte Sir Giles, das Dokument niederlegend und seinen Genossen fast verächtlich ansehend. »Ich verschwende nicht, was ich erwerbe. Ich habe Leidenschaften, so gut wie Ihr, Sir Francis, aber ich weiß sie zu beherrschen. Ich trinke nicht – ich schwelge nicht – ich vermeide alle müßige Gesellschaft. Mir liegt nichts an dem äußeren Schein noch an der prunkenden Kleidung. Ich habe nur eine Leidenschaft zu befriedigen – nämlich die Rache. Ihr seid ein Sklave der Sinnlichkeit und sucht Befriedigung, es mag kosten, was es will. Wenn ein schönes Weib Euren Augen gefällt, müsst Ihr sie besitzen, um welchen

Preis es auch sei. Kein Höfling war je ausschweifender oder verschwenderischer als Ihr.«

»Sir Giles! Sir Giles! Ich bitte Euch, schont meiner. Meine Feinde könnten nicht schlimmer von mir reden.«

»Nein, Eure Feinde würden sagen, dass Eure Verschwendung Euer einziges Verdienst sei, und dass Ihr darin besser seid als ich«, versetzte Sir Giles mit sardonischem Lachen. »Aber es freut mich, dass ich von all solchen Schwächen frei bin. Die größte Zauberin könnte mich nicht verlocken. Ich bin fest gegen alle weiblichen Reize. Glaubt Ihr, dass es ein Mädchen auf der Welt gibt, welches mich bewegen könnte, die schönen Ländereien in Norfolk für sie hinzugeben – die alte Halle und die große Besitzung? Ich denke nicht.«

»Vielleicht habe ich zu viel gegeben«, rief der alte Wucherer lebhaft, »wenn das ist, ist es nicht zu spät, unseren Kontrakt zu verbessern. Wir sollten wenigstens redlich miteinander verfahren, Sir Giles.«

»Ich verfare stets nur redlich gegen Euch«, versetzte der Erpresser streng, »und die Bedingungen unseres Vertrages können nicht zurückgenommen werden. Was ich eben gesagt habe, gilt für Eure allgemeine Lebensweise; aber Ihr habt jetzt besseren Grund zu Eurer Handlungsweise, als es sonst gewöhnlich der Fall ist, da Ihr die Befriedigung der Rache mit Euren anderen Leidenschaften vereint. Ihr erhaltet eine schöne junge Braut und beraubt zu gleicher Zeit den Mann, den Ihr am meisten von allen hasst, seiner Geliebten. Dies ist, wie es sein sollte. Die Rache kann nicht teuer genug erkaufte werden, und je verfeinerter die Rache ist, desto höher muss natürlich der dafür gezahlte Preis sein. Auf keine Weise könnt Ihr diesen verhassten Mounchensey schwerer kränken, als wenn Ihr ihn seiner Geliebten beraubt. Und auf

den Schlag, den Ihr ihm versetzt, sollen andere von meiner Seite folgen, die nicht weniger heftig sind.«

»Ja, ja, Sir Giles, Ihr müsst die Beleidigung wiedergutmachen, die er Euch auf dem Turnierplatz angetan hat. So wahr ich ein echter Gentleman bin, das war ärger als die Schmach, die mir von ihm auf dem Schlossplatz widerfuhr. Man muss gestehen, dass der Junge nicht nur eine scharfe Zunge, sondern auch eine kräftige Hand hat, und dass er kühne Taten auf bittere Worte folgen lassen kann. Der Schlag, den er Euch mit seinem Schwert versetzte, glich dem Streich eines Schmiedehammers, Sir Giles. Er stürzte Euch von Eurem Pferd, wie ein Metzger einen Ochsen zu Boden schlägt; und in Wahrheit, ich dachte anfangs, Euch wäre das Schicksal des Ochsen zuteil geworden und Ihr würdet nie wieder aufstehen. Euer Helm war eingedrückt wie von einer Kanonenkugel, und zwölf Stunden und länger lagt Ihr bewusstlos und sprachlos da; aber durch meine Sorgfalt und Lucas Hattons Geschicklichkeit, der Euch behandelte, wurdet Ihr wieder zum Bewusstsein gebracht. Nach einer solchen Behandlung kann ich mich nicht wundern, dass Ihr Euch an Sir Jocelyn zu rächen sucht. Wie wollt Ihr mit ihm verfahren?«

»Ich will ihn von der stolzen Stellung, die er einnimmt, herunterstürzen«, versetzte der andere, »und ihn in das Fleetgefängnis werfen.«

»Während ich in dem Glück schwelge, wonach er sich sehnte«, rief der alte Wucherer leise lachend. »Es ist der angenehmste Plan, den wir je ausgedacht haben, Sir Giles, und der am meisten verspricht! Aber wann kann ich Avelines Hand fordern? Und wann wird sie die meine werden?«

»Ihr sollt sie morgen fordern und könnt sie heiraten, sobald Ihr wollt.«

»Von meiner Seite soll keine Zögerung erfolgen, Sir Giles. Ich bin sehr ungeduldig. Wenn mir solche Leckerbissen vorgesetzt werden, bleibe ich nicht lange zurück. Aber nun zu dem wichtigen Punkt, wovon die ganze Sache abhängt! Wie soll ich meinen Anspruch an ihre Hand geltend machen? Erklärt mir das gefälligst, Sir Giles.«

»Sehr gern«, versetzte der Erpresser, »aber ehe ich es tue, muss ich Euch eine Mitteilung machen, die Euch überraschen und Euch zeigen wird, dass mein Anspruch an die große Besetzung in Norfolk nicht ganz so sicher ist, wie Ihr glaubt. Ihr wisst, dass Sir Ferdinando Mouchensey einen jüngeren Bruder namens Osmond hatte ...«

»Der sehr jung verschwand, und vermutlich starb, denn man hörte nie wieder von ihm«, fiel Sir Francis ein. »Und es war ein Glück für uns, dass er starb, denn sonst hätte er uns verhindern können, uns dieser Besitzungen zu bemächtigen. Ich weiß noch, dass einer von den Richtern gesagt hatte, wenn er am Leben geblieben wäre, hätte er das Urteil der Sternkammer umstoßen können.«

»Jenes Richters Ansicht war richtig«, sagte Sir Giles. »Nun hört mich an, Sir Francis. Es ist völlig wahr, dass Osmond Mouchensey sehr jung wegen eines Familienstreites seine Heimat verließ, aber es ist nicht wahr, dass er starb. Im Gegenteil habe ich erst kürzlich mit Gewissheit erfahren, dass er noch am Leben ist. Bisher ist es mir nicht gelungen, ihn aufzufinden, obwohl ich seine Spur entdeckt habe; aber er hat sich in solches Geheimnis gehüllt, dass er schwer zu entdecken ist. Doch hoffe ich, wird es mir bald gelingen; und meine Aufgabe wird es sein, zu verhindern, dass er wieder erscheint, was uns beiden große Gefahr bringen würde. Ich habe einen Plan mit ihm, der mehr als einen Zweck erfüllen

wird. Ihr sollt ihn sogleich erfahren. Und nun will ich Euch die geforderte Auskunft wegen Aveline geben.«

Er stampfte auf den Boden.

»Ihr wollt doch keinen Geist der Finsternis in unseren Rat rufen?«, sagte Sir Francis, ihn mit Erstaunen und Unruhe anstarrend.

»Ihr werdet sehen«, versetzte der Erpresser mit grimmi- gem Lächeln.

Nach einer Pause wurde die Tür fast geräuschlos geöffnet und Clemens Lanyere trat ins Zimmer.

»Was hat Lanyere mit der Sache zu tun?«, rief Sir Francis, indem er den Ankläger, der keine Maske trug, argwöhnisch ansah.

»Ihr werdet sogleich hören«, versetzte Sir Giles. »Benachrichtigt gefälligst Sir Francis, guter Lanyere, wie Ihr in die Lage kamt, um die Hand der schönen Aveline Calveley anzuhalten.«

»Er hielt um ihre Hand an? Ich verstehe Euch nicht, Sir Giles!«, rief der alte Wucherer.

»Lasst ihn reden, ich bitte Euch, Sir Francis«, entgegnete der andere. »Ihr werdet umso eher erfahren, was Ihr zu wissen wünscht.«

## Fünfzehntes Kapitel

### Clemens Lanyeres Geschichte

»Meine Geschichte soll kurz erzählt werden«, sagte Lanyere. »Ihr wisst, Sir Francis, dass ich bei der Verfolgung meines Berufs oft in die gefährlichsten Teile der Hauptstadt geführt werde, und zwar in Stunden, wo die Gefahr für jeden redlichen Mann verdoppelt wird. Unter solchen Umständen sind mir nicht selten Abenteuer begegnet, und ich verdanke meiner rechten Hand und meinem guten Schwert die Rettung aus mancher verzweifelten Gefahr. In einer Nacht kam ich zufällig in der Nähe von Whitefriars an einen Ort, den man die Wildnis nennt, als ich um Hilfe rufen und Schwerter klirren hörte. Ich eilte zu einem engen Hof, woher das Geräusch kam, und sah beim Licht des Mondes, der glücklicherweise hell schien, einen Mann mit vier anderen kämpfen, die es offenbar darauf abgesehen hatten, ihn zu ermorden, um ihm seine Börse abzunehmen. Er verteidigte sich tapfer, aber er war zu sehr im Nachteil und wäre bald getötet worden, denn die Schurken schworen, sie wollten ihn ermorden, wenn er sich noch weiter widersetze. Ich kam ihm gerade zur rechten Zeit zu Hilfe. Sie drangen hart auf ihn ein und ich schlug die Spitze des Degens nieder, die nur einen Zoll von seiner Brust entfernt war, gab dem Banditen einen unerwarteten Stoß, sodass er zu Boden stürzte. Dann wendete ich mich zu den anderen mit so gutem Erfolg, dass der Fremde und ich in kurzer Zeit allein waren. Ich war in dem Kampf leicht verwundet worden, aber ich hielt es nur für eine unbedeutende Schramme. Der Herr, den ich gerettet hatte, dachte anders. Er sprach große Besorgnis für mich aus und band sein Ta-

schentuch um meinen Arm. Ich wollte mich entfernen, aber er hielt mich zurück, um seine Beteuerungen der Dankbarkeit für den Dienst, den ich ihm geleistet hatte, und seinen lebhaften Wunsch zu wiederholen, dass er imstande sein möchte, mir zu vergelten. Aus seiner Unterredung und aus den Bibelstellen, die er einmischte, erkannte ich, dass er ein Puritaner sei. Ich würde ihn für einen Prediger gehalten haben, hätte er nicht ein Schwert getragen und sich so männlich in dem Kampf gezeigt. Indessen ließ er mir keinen Zweifel über den Gegenstand, denn er sagte mir, er heiße Hugo Calveley und habe im Krieg mit mehr Ehre als Vorteil gedient. Er fügte hinzu, wenn den Schurken ihr Zweck gelungen wäre und sie ihn beraubt und getötet hätten, würden sie seine Tochter ihres einzigen Beschützers beraubt haben, so wie auch aller Mittel des Unterhalts, denn das Wenige, was sie besäßen, wäre mit ihm verloren gegangen. Als ich dies hörte, fiel mir ein Gedanke ein, und ich sagte zu ihm: ›Ihr habt den lebhaften Wunsch ausgesprochen, den Dienst zu vergelten, den ich so glücklich gewesen bin, Euch zu leisten. Und da ich gewiss bin, dass Ihr Eure Beteuerungen nicht umsonst macht, so werde ich kein Bedenken hegen, Euch eine Bitte vorzutragen.‹

›Verlangt, was Ihr wollt. Wenn ich es zu geben habe, soll es Euer sein,‹ versetzte er. ›Legt Ihr dieses Versprechen feierlich ab. Ruft Ihr den Himmel zum Zeugen an?‹, fragte ich.

›Feierlich‹, versetzte er. ›Und um Euch zu beweisen, dass mein Wort bindend sein soll, will ich es durch einen Eid auf die Bibel bestätigen.‹

Und als er sprach, nahm er das geheiligte Buch aus seinem Wams und küsste es ehrerbietig. Dann sagte ich zu ihm: ›Mein Herr, Ihr habt mir gesagt, dass Ihr eine Tochter habt,

aber Ihr habt mir noch nicht gesagt, ob sie erwachsen ist oder nicht?«

Er stutzte bei der Frage und antwortete ein wenig streng: ›Meine Tochter ist erwachsen; aber wozu die Frage? Begehrt Ihr sie zur Ehe?«

›Wenn ich es täte, würdet Ihr sie mir verweigern?«

Es trat eine Pause ein, während welcher ich bemerkte, dass er mit einer mächtigen Gemütsbewegung kämpfte, aber endlich entgegnete er: ›Nach dem feierlichen Versprechen, welches ich Euch abgelegt habe, würde ich es nicht tun können, aber ich bitte Euch, es nicht zu fordern.«

Dann sagte ich zu ihm: ›Mein Herr, Ihr könnt mir keine Beschränkungen auferlegen. Ich werde die Erfüllung Eures Versprechens fordern. Eure Tochter muss die meine werden.«

Wieder schien er mit mächtigen Gemütsbewegungen zu kämpfen und auf eine Weigerung zu denken, aber nach einer Weile unterdrückte er seine Gefühle und erwiderte: ›Mein Wort ist gegeben. Sie soll die Eure werden. Ja, und wenn es mein Leben kostete, soll sie die Eure werden.« Dann fragte er nach meinem Namen und Stand, und ich gab ihm einen anderen Namen an, als unter welchem ich bekannt bin. Kurz, ich nannte einen Namen, womit er zufällig vertraut war, und der augenblicklich seine Gefühle gegen mich in die wärmste Freundschaft verwandelte. Wie Ihr leicht denken könnt, machte ich ihn nicht mit meinem verhassten Beruf bekannt. Obwohl ich nicht maskiert war, wusste ich mein entstelltes Gesicht so mit dem Mantel verdecken, dass er nur wenig davon sah. Hierauf sagte ich ihm, ich habe nicht die Absicht, sogleich auf die Erfüllung seines Versprechens zu dringen. Ich würde mein eigenes Mittel anwenden,

seine Tochter zu sehen, ohne dass sie meine Gegenwart gewahr werden solle. Ich würde ihr ohne seine Einwilligung nie in den Weg kommen. Ich wendete noch einige Beweggründe an, die ihn vollkommen zufrieden zu stellen schienen. Wir trennten uns, nachdem er mich vorher in Kenntnis gesetzt hatte, dass er in Tottenham wohne. Nicht viele Tage vergingen, bis ich Gelegenheit fand, seine Tochter zu sehen. Ich fand sie außerordentlich schön. Ich hatte in der Tat einen Preis gewonnen und entschloss mich, dass keine Bitten von seiner oder ihrer Seite mich bewegen sollten, meinen Anspruch aufzugeben. Ich trug Sorge, dass sie mich nicht sah, da ich mir bewusst war, dass ich nur einen ungünstigen Eindruck machen könne. Später erfuhr ich von ihrem Vater, dass er sie nicht von dem Versprechen in Kenntnis gesetzt habe, welches er mir unbesonnener Weise gegeben hatte. Ich hatte eine Unterredung mit ihm – die dritte und letzte, die je zwischen uns stattfand – an dem Morgen des Tages, als er den Versuch gegen das Leben des Königs machte. Ich ritt nach Tottenham hinüber und kam dort vor Tagesanbruch an. Meine Ankunft wurde erwartet. Er ließ mich selber durch ein Pförtchen in seinen Garten und von dort in das Haus ein. Ich bemerkte, dass sein Geist sehr verstört war, und er sagte mir, er habe die ganze Nacht im Gebet zugebracht. Ohne mich mit seinem verzweifelten Vorhaben bekannt zu machen, schloss ich aus dem, was er sagte, dass er auf eine furchtbare Handlung sinne und sein eigenes Leben in großer Gefahr halte. Wenn er falle, und er erwartete, dass er fallen werde, überließ er seine Tochter meiner Fürsorge und erteilte mir einen schriftlichen Befehl, worin er ihr, wie Ihr finden werdet, im Fall ihres Gehorsams seinen Segen und im Fall ihres Ungehorsams seinen Fluch erteilte und ihr

bei allen ihren Hoffnungen auf künftiges Glück gebot, das feierliche Versprechen, welches er mir abgelegt hatte, zu erfüllen – vorausgesetzt, dass ich ihre Hand innerhalb eines Jahres in Anspruch nehmen werde. Der unglückliche Mann starb, wie Ihr wisst, zwei Tage nach jener Unterredung, nachdem er, wie ich in Erfahrung gebracht hatte, seiner Tochter dieselbe feierliche Verpflichtung auferlegt habe.«

»Wahrlich eine seltsame Geschichte«, bemerkte Sir Francis Mitchell, der aufmerksam der Erzählung zugehört hatte, »aber wenn auch Aveline einwilligen mag, das Versprechen ihres Vaters zu erfüllen, so sehe ich doch nicht ein, wie ich den Anspruch geltend machen kann.«

»Hugo Calvey nannte seiner Tochter keinen Namen, als er starb«, sagte Sir Giles. »Es ist kein Name in dem Papier erwähnt, welches er Lanyere anvertraute, und wenn Ihr diese Vollmacht habt, stellt Ihr den vor, der berechtigt ist, den Anspruch zu machen, und Ihr könnt handeln, wie Lanyere würde gehandelt haben.«

»Sie wird sich der Anforderung nicht widersetzen«, sagte der Ankläger. »So viel kann ich behaupten, denn ich hörte, wie sie es Sir Jocelyn erklärte.«

»Wenn das der Fall ist, bin ich zufrieden«, rief der alte Wucherer. »Gebt mir die Vollmacht«, fuhr er fort, indem er sich zu Lanyere wendete.

»Ich habe sie bei mir, Sir Francis«, versetzte der Ankläger; »aber Sir Giles wird Euch erklären, dass noch etwas zu tun ist, ehe ich Euch dieselbe ausliefern kann.«

»Was fordert er?«, fragte der alte Wucherer, indem er seinen Genossen unruhig ansah.

»Weiter nichts als diese Dokumente über die Besitzung Mouchensey für dieses Papier«, versetzte Sir Giles.

»Nicht bloß die Dokumente«, sagte Lanyere, sondern eine schriftliche Entsagung Eurer beiderseitigen Ansprüche an jene Besitzung. Dies muss mir zugesichert werden, und ich muss gerade dasselbe Recht an die Besitzung haben, welches Ihr bisher gehabt.«

»Ihr sollt alles haben, was Ihr fordert«, entgegnete Mompesson.

»Ei!«, rief Sir Francis, »könnt Ihr ihm wirklich diese reiche Besitzung ausliefern wollen, Sir Giles? Ich dachte nur, Euch meinen Anteil zu übertragen, und ließ mir nicht träumen, dass die ganze Besitzung auf diese Weise ausgeliefert werden würde.«

»Ich habe Euch gesagt, Sir Francis«, entgegnete der andere, »dass Rache, vollständige Rache nicht zu teuer erkaufte werden kann, und Ihr werdet jetzt bemerken, dass ich bereit bin, ebenso übertrieben wie Ihr, für die Befriedigung einer Laune zu zahlen. Unter keinen anderen Bedingungen würde Lanyere einwilligen, die Vollmacht, die er besitzt, wegzugeben, die Euch Avelines Hand und mir die ausgesuchteste Rache an Sir Jocelyn sichert. Ich habe daher in seine Bedingungen eingewilligt. Ihr habt einen vortrefflichen Handel gemacht. Als der wahnwitzige Puritaner Euch dieses

Papier gab, ließ er sich nicht träumen, welches Geschenk er Euch zuteilwerden lasse.«

»Der Tausch scheint günstig für mich zu sein, Sir Giles«, sagte er, »aber Ihr dürft mir glauben, wenn ich sage, obwohl ich diese großen Besitzungen gewinne, möchte ich doch lieber das Mädchen haben.«

»Nun lasst das Geschäft vollenden«, sagte Sir Giles. »Damit es umso schneller geschehe, ruft Lupo Vulp zu uns, Lanyere. Ihr werdet ihn in seinem Zimmer finden und sagt

ihm, dass er die Übertragungsakte der Besetzung Mounchensey an Euch mit

bringe, die er schon aufgesetzt, und die ich und Sir Francis nur noch unterschreiben müssen.«

»Ich gehorche Euch, Sir Giles«, versetzte Lanyere, indem er sich entfernte.

Sobald sie allein waren, sagte der alte Wucherer zu seinem Genossen: »Ich bin sehr erstaunt über das, was Ihr zu tun im Begriff seid, Sir Giles. Dass ich ein Opfer bringe

für ein junges Mädchen, deren Reize dadurch noch erhöht werden, dass sie einem Feind gehören sollte, ist nicht überraschend, aber dass Ihr so leicht eine Besetzung

aufgibt, wonach. Ihr so lange gestrebt, das, muss ich gestehen, kann ich nicht begreifen.«

Ein seltsames Lächeln zeigte sich in dem Gesicht des Erpressers. »Und glaubt Ihr denn wirklich, dass ich die Besetzung so aufgeben würde, Sir Francis?«, fragte er.

»Aber wenn wir dieses Dokument unterzeichnen, gehört sie ihm. Wie wollt Ihr sie wieder zurückerhalten?«

»Fragt mich nicht wie – ich habe keine Zeit zur Erklärung. erinnert Euch, was ich Euch von Osmond Mounchensey und von der Möglichkeit seines Wiedererscheinens sagte.«

»Ich will nicht in Euren Plan einzudringen versuchen, Sir Giles«, bemerkte der alte Wucherer, »aber ich möchte Euch raten, Euch vor Lanyere zu hüten. Er ist listig und entschlossen.«

»Er wird mir schwerlich gewachsen sein, denke ich«, entgegnete der Erpresser, »aber hier kommt er.«

Und während er sprach, trat der Ankläger wieder ins Zimmer. Ihm folgte Lupo Vulp mit einem Pergament unter dem Arm.

»Gebt mir das Pergament, guter Lupo«, sagte Sir Giles, indem er es ihm abnahm. »Es muss zuerst von mir unterzeichnet werden – so! Und nun Eure Unterschrift, Sir Francis«, fügte er hinzu, indem er ihm das Dokument überreichte. »Nun sollt Ihr es beglaubigen, Lupo. Es ist gut – es ist gut!«, rief er, indem er es wieder an sich riss, nachdem der Notar die Beglaubigung vollendet hatte. »Alles ist in gehöriger Form geschehen. Lanyere, dieses Papier macht Euch zum Besitzer von Mouchensey.«

Er überreichte es ihm.

»Und dies macht Sir Francis Mitchell zum Beherrscher von Aveline Calveleys Geschick«, entgegnete Lanyere, indem er dem alten Wucherer ein Papier überreichte.

»Dieses Kästchen nebst seinem Inhalt gehört Euch ebenfalls, Lanyere«, fuhr Sir Giles fort, indem er die Dokumente hineinlegte und es verschloss. »Wollt Ihr gefälligst den Schlüssel an Euch nehmen? Von diesem Augenblick an hören wir auf, Herr und Diener zu sein, nehmen einen gleichen Rang ein und werden Freunde!«

»Einen gleichen Rang – das mag sein, Sir Giles!«, rief Lanyere, sich zu seiner vollen Höhe aufrichtend und mit großem Stolz redend, »aber niemals Freunde.«

»Ha! was sind wir denn?«, fragte der Erpresser heftig. »Habe ich mich in Euch geirrt? Nehmt Euch in Acht! Ihr seid dennoch in meiner Macht!«

»Nicht so, Sir Giles. Ich habe jetzt nichts von Euch zu fürchten«, versetzte Lanyere, »aber Ihr habt viel von mir zu fürchten.«

Mit diesen Worten steckte er das Pergament in sein Wams und verließ hastig das Zimmer.

»Verdammt! Bin ich überlistet worden?«, rief Sir Giles.

»Aber er soll mir nicht entgehen.«

Ihm nacheilend, rief er von der großen Treppe hinunter:  
»Heda! Capitain Bludder! – und Ihr Tom Wooton und Dick – lasst Lanyere nicht hinaus. Haltet ihn auf und nehmt ihm das Dokument ab, welches er in seinem Wams verborgen hat. Schlagt ihn nieder oder erstecht ihn, wenn er sich widersetzt.«

## Sechzehntes Kapitel

### Sir Jocelyns Bruch mit Gondomar

Weit verbreitete sich das Gerücht von Sir Jocelyns glänzenden Waffentaten im Turnier, und überall, wohin er ging, wurde er als der Besieger des bisher unüberwundenen Buckingham begrüßt. Er trug seine Ehre mit Bescheidenheit, doch entging er der Verleumdung nicht; denn an einem Hof, wie überall, erweckt der ausgezeichnete Erfolg einen Geist des Neides und der Herabsetzung. Diese niedrigen Gefühle waren indessen allein auf die Getäuschten seines Geschlechts beschränkt. Von schönen und unparteiischen Richterinnen, die bei seinen Waffentaten zugegen gewesen waren, wurde in Ausdrücken ungeteilter Bewunderung von ihm gesprochen, und bei dem großen Festmahl in Whitehall, welches auf das Turnier folgte, sagte ihm mancher zärtliche Blick, wie sehr ihm das Herz geneigt sei, dessen Gefühle er verriet. Getreu und ritterlich war unser junger Ritter ebenso fest gegen diese Lockungen, wie gegen die rauerer Angriffe seiner bewaffneten Gegner in den Schranken. Seine Beständigkeit gegen die Dame seiner Liebe blieb völlig unerschüttert. Viel lieber wäre er bei Aveline in ihrer bescheidenen Wohnung als in diesen prächtigen, festlichen Hallen gewesen, umringt von allem, was edel und schön – von allem, was gefährlich und täuschend war. Viel lieber hätte er ein Lächeln, einen freundlichen Blick von ihr erhalten, als alle Schmeicheleien, womit ihn diese Zauberinnen überschütteten.

Gern wäre er dem festlichen Mahl ausgewichen – aber als der Held des Tages war er genötigt, dabei zugegen zu sein.

In der Tat musste er eine Hauptrolle bei dem Bankett spielen. Er machte seine Sache so gut, dass genug Komplimente an ihn verschwendet wurden, um einen gewöhnlichen Kopf zu verdrehen. Nicht aus eitler Prunksucht, sondern weil Prinz Karl in dieser Hinsicht seinen Wunsch ausgesprochen hatte, trug er alle die Perlen und Edelsteine, die er Buckingham abgewonnen hatte, und mehr als ein schlauer Hofmann, der sich seine Gunst erwerben wollte, erklärte er schmeichelnd, sie ständen ihm unendlich besser als dem Marquis. Andere, die weniger günstig gesinnt waren, bemerkten, sein mit Edelsteinen bedecktes Wams gleiche dem Gewand des Nessus und würde den Untergang des Trägers herbeiführen; und wenn sie Buckinghams geheime Gedanken hätten lesen können, als er seinen Rivalen so geschmückt sah, würden sie gefühlt haben, dass die Bemerkung nicht ohne Grund sei. Aber wenn gleich völlig zur Rache entschlossen, verriet Buckingham seine Absicht weder durch Blick noch Wort. Im Gegenteil zeigte er mehr als gewöhnliche Freundlichkeit gegen Mounchensey, lachte über sein eigenes Missgeschick und ging sogar so weit zu sagen, es sei Sir Giles Mompesson recht geschehen, indem er hinzufügte, er müsse sich selber tadeln, dass er ihn unter seine Partei aufgenommen habe, und er sei froh, dass Sir Jocelyn ihn so rau behandelt habe.

Wenn unser junger Ritter gleich an Buckinghams Aufrichtigkeit zweifeln mochte, so erwiderte er doch auf alle seine höflichen Redensarten in ähnlichen Ausdrücken. Es schien die größte Herzlichkeit zwischen ihnen zu herrschen. Bezaubert von dieser scheinbaren Freundschaft, versuchte der König sie dadurch zu befördern, dass er sie während des Abends in seiner Nähe behielt, sie veranlasste, sich mitei-

nander zu unterreden und ihnen schmeichelte, wie es bei denen seine Gewohnheit war, die er sehr begünstigte. Dies alles musste Mouchensey sehr angenehm sein, doch gefiel ihm die Beachtung des Prinzen Karl, der ihn mit ausgezeichneter Rücksicht behandelte, viel besser.

Infolge einer Einladung, die er beim Gastmahl erhalten hatte, begab sich Sir Jocelyn am nächsten Morgen nach Ely House in Holborn, wo der spanische Gesandte wohnte, und wurde sogleich zu ihm gelassen.

Sie waren allein, und nach einigen vorläufigen Bemerkungen über die Ereignisse des vergangenen Tages sagte Gondomar: »Ich denke, ich habe bereits genügende Beweise von meinen freundlichen Gesinnungen gegen Euch geliefert, Sir Jocelyn. Aber ich will nicht bei dem stehen bleiben, was ich getan habe. Meine Macht, Euch zu dienen, ist größer, als Ihr Euch vorstellen mögt. Ich kann Euch noch weiter führen und Euch eine festere Stellung verleihen. Mit einem Wort, ich kann Euch mit Buckingham gleich, vielleicht noch über ihn stellen, wenn Euer Ehrgeiz so weit geht.«

Mouchensey versuchte, dem Gesandten seine lebhafteste Dankbarkeit auszusprechen, und bedauerte seine geringen Mittel, die zahlreichen und wichtigen Dienste zu vergelten, die er ihm geleistet hatte.

»Ich will Euch sagen, was Ihr tun sollt«, sagte Gondomar. »Ihr könnt mir gewisse Nachrichten verschaffen, die ich zu erhalten wünsche. Durch meine Mitwirkung habt Ihr schon einigermaßen das Vertrauen des Königs erlangt, und es werden Euch gewiss bald wichtige Staatsgeheimnisse anvertraut werden. Diese sollt Ihr mir mitteilen. Auch müsst Ihr Euer Möglichstes tun, den Prinzen Karl zum Übertritt zur katholischen Kirche zu bewegen.«

»Ist dieser Vorschlag ernstlich gemeint, Graf?«, fragte Mounchensey, ihn mit Erstaunen und Missfallen ansehend.

»Ohne Zweifel – völlig ernstlich«, versetzte Gondomar. »Ich verlange nur, dass Ihr mir dient, wie ein gewisser junger Edelmann mir gedient hatte, ehe er genötigt war, aus England zu entfliehen, um die Folgen eines Streites mit der Familie seiner Frau zu vermeiden. Ihr werdet mehr Gelegenheit haben als er und daher werden Eure Dienste noch schätzbarer sein.«

»Ich bedaure, dass eine solche Treulosigkeit einem englischen Edelmann zur Last gelegt werden kann«, sagte Sir Jocelyn streng. »Aber glaubt nicht, weil Lord Roos den Spion und Verräter spielte, wie Eure Excellenz angedeutet, dass ich mich derselben Verworfenheit schuldig machen werde. Bis zu diesem Augenblick habe ich nur Dankbarkeit für Euch empfunden, wegen der Gunst, womit Ihr mich überhäuft habt; aber das Gefühl verwandelt sich in Zorn, wenn ich höre, dass sie um den Preis meiner Ehre erkaufte werden soll. Ich kann Eure Wünsche nicht erfüllen, Graf. Ihr müsst Euch ein anderes Werkzeug suchen. Ich passe nicht dazu.«

»Wenn das wirklicher und kein affektierter Unwille ist, Sir Jocelyn«, sagte Gondomar kalt, »so scheint es, als habe ich mich gänzlich in Euch geirrt, als habe ich Euch nur die Leiter hinaufgeholfen, um auf die Seite gestoßen zu werden, sobald Ihr sicheren Fuß gefasst habt. Aber Ihr habt die höchste Stufe noch nicht erreicht und werdet es auch nie, wenn ich Euch nicht verständiger finde. Erlaubt mir zu fragen, wenn Ihr so bedenklich seid, wie Ihr behauptet, wie es kam, dass Ihr mir ein Zeichen von einem gedungenen Spion gebracht habt – ein Zeichen, welches mir zu erkennen geben sollte, dass Ihr bereit wart, jeden geheimen Dienst zu übernehmen,

den ich Euch anvertrauen möchte? Habt Ihr denn seitdem Euren Sinn geändert? Oder vielmehr glaubt Ihr außer Gefahr zu sein und meines Beistandes nicht mehr zu bedürfen?«

»Ich bin immer derselben Ansicht gewesen, Graf, bin immer von denselben Gefühlen der Treue und Anhänglichkeit an meinen Monarchen und von Abscheu gegen alle verräterischen Pläne bestimmt worden. Hätte ich die Bedeutung des Ringes gekannt, den ich Eurer Exzellenz bei unserem ersten Zusammentreffen zeigte, so würde ich mir lieber den Finger abgehackt, als ihn Euch gezeigt zu haben. Auch kannte ich den Charakter des Mannes nicht, obwohl ich ihm hätte misstrauen sollen. Er hat ein falsches Spiel mit uns beiden gespielt, doch zu welchem Zweck kann ich nicht erraten.«

»Ich will Euch das Rätsel lösen, Herr«, sagte Gondomar. »Er wollte Euch dienen und er hat es auf die wirksamste Weise getan, obwohl Ihr es jetzt nicht zugestehen wollt. Ich habe guten Grund, mich über ihn zu beklagen – Ihr aber habt keinen.«

»Ich habe mehr Grund, mich zu beklagen, als Eure Exzellenz«, entgegnete Mouchensey. »Er hat mich in eine höchst schmerzliche und unangenehme Lage versetzt.«

»Darin habt Ihr recht, mein Herr«, sagte Gondomar. »Wie Ihr auch dazu gelangt sein mögt, Ihr befindet Euch in einer Lage, aus welcher Ihr Euch nicht mit Ehre herauswickeln könnt. So sehr Ihr auch ab geneigt sein mögt, mit mir in Übereinstimmung zu handeln, so habt Ihr doch keine andere Wahl. Wenn ich Euch meine Unterstützung entziehe, ist Euer Fall unvermeidlich. Denkt nicht, dass ich ohne Grund rede. Ihr seid von Feinden umgeben, obwohl Ihr sie nicht bemerkt. Buckingham's großmütiges Benehmen beim gestri-

gen Festmahl war verstellt, um seine Absichten gegen Euch zu verbergen. Er hat Euch seine Niederlage nicht verziehen und denkt sie zu rächen. Ihr glaubt auf gutem Weg zur Beförderung zu sein, aber Ihr seid der Ungnade und dem Untergange nahe. Ich allein kann Euch retten. Wählt also zwischen der Erfüllung meiner Wünsche, vereint mit dem gegenwärtigen Schutz und der künftigen Beförderung und den gewissen Folgen Eurer Weigerung. Wählt, sage ich, zwischen meiner Freundschaft und meiner Feindschaft.«

»Meine Antwort soll ebenso bestimmt und entscheidend sein, wie Euer Vorschlag, Graf«, versetzte Sir Jocelyn. »Ich verwerfe sogleich eine Freundschaft, die an solche Bedingungen gekettet ist. Wenn ich die Beleidigung, die Ihr mir durch diesen ehrlosen Vorschlag zufügt, nicht räche, so geschieht es nur wegen der Verpflichtungen, die Ihr mir auferlegt habt, und die mir die Hände binden. Aber wir sind jetzt quitt, und wenn mir noch eine weitere Beleidigung zugefügt wird, werde ich sie nicht so leicht ertragen.«

»Bitte um Verzeihung – wir sind nicht quitt«, rief Gondomar rasch. »Die Rechnung zwischen uns ist noch nicht abgeschlossen, auch werde ich nicht eher ruhen, bis Ihr mir alles vollständig zurückgezahlt habt. Aber es wäre besser, diese Unterredung abubrechen«, fügte er ruhiger hinzu, »da nichts Gutes daraus erfolgen wird. Es ist nutzlos, mit Euch zu streiten; aber Ihr werft mutwillig eine bessere Gelegenheit weg, als den meisten Menschen zuteilwird, und Ihr werdet Eure Torheit einsehen, wenn es zu spät ist.«

»Indem ich von Eurer Exzellenz Abschied nehme, halte ich es, da von jetzt an nur Feindschaft zwischen uns herrschen wird, nur für recht, Euch zu sagen, dass ich es für meine Pflicht ansehen werde, ohne Euch jedoch ausdrücklich zu

nennen, Seine Majestät mit dem Spioniersystem, welches hier im Palast herrscht, bekannt zu machen, und vor allen Dingen werde ich Sorge tragen, den Prinzen vor den hinterlistigen Schlingen zu warnen, die man ihm gelegt hat.«

»Es ist schade, dass ein so getreuer Ratgeber wie Ihr, nicht angehört werden wird«, versetzte Gondomar. »Doch wenn ich Euch die Tore des Palastes schließe – wie ich es tun werde – dürft Ihr es schwierig finden, beim Prinzen oder König Gehör zu erhalten. Ungeachtet aller Eurer Bemühungen, es zu verhindern, werde ich jedes Staatsgeheimnis erfahren, welches ich zu wissen wünsche, und ich hege große Hoffnung, Karl Stuart für den Glauben zu gewinnen, für den seine lebenswürdige und verfolgte Großmutter gestorben ist. Noch ein Wort, ehe wir scheiden, Sir Jocelyn. Ihr erinnert Euch, dass Ihr, als wir einander zuerst begegneten, von der Sternkammer mit Verhaftung bedroht wurdet. Es würde jetzt vergebens sein, zu sagen, wie ich Euch von der Strafe errettete, die Ihr Euch durch Eure Unbesonnenheit zugezogen habt – wie ich, während ich Euch beim König in Gunst setzte, Eure Feinde Mompesson und Mitchell fern hielt, die sich Eurer Person bemächtigen wollten, wegen Verachtung jenes schrecklichen Gerichtshofes, was sie auch getan haben würden, wenn ich sie nicht daran gehindert hätte. Der Befehl zu Eurer Verhaftung ist noch vorhanden und kann jeden Augenblick in Ausführung gebracht werden. So könnt Ihr also denken, wie lange Ihr auf Freiheit rechnen könnt, da Ihr jetzt keinen starken Arm habt, um Euch zu beschützen.«

»Ich habe meinen eigenen Arm, auf den ich mich verlassen kann«, versetzte Sir Jocelyn entschlossen, »und hege keine Furcht.«

»Geht mit Gott!«, sagte der Spanier, sich verbeugend, als

er ihn zur Tür begleitete, »oder sollte ich sagen«, fügte er bei sich selber hinzu, »geht in die Hölle!«

## Siebzehntes Kapitel

### Ungnade

Sir Jocelyn war nicht ohne große Unruhe über den Erfolg seiner Unterredung mit Gondomar. Wäre es möglich gewesen, so würde er einen Bruch mit einer so einflussreichen Person vermieden haben – ein Ereignis, welches zu jeder Zeit, aber ganz besonders im gegenwärtigen Augenblick, zu fürchten war, wo ihn Gefahren von allen Seiten bedrohten und nur die einzige Frage schien zu sein, von welcher Seite der erste Schlag kommen werde. Am meisten besorgt war er für Aveline, die in einer seltsamen und höchst gefährlichen Lage war, gegen die er sie nicht zu schützen wusste. Er war noch in derselben Ungewissheit, wer um ihre Hand anhalten werde, denn der geheimnisvolle Mann in der Maske war nach dem Turnier nicht wieder erschienen, wie er versprochen hatte. Diese Ungewissheit war schrecklich, und Sir Jocelyn fand es so schwierig, dieselbe zu erdulden, dass er die wirkliche Gegenwart des Unglücks, wovon er bedroht wurde, vorgezogen hätte. Seine Furcht war, dass Sir Giles Mompesson in Person um ihre Hand anhalten werde, und in dem Falle war er entschlossen, sich ihm mit Gewalt zu widersetzen. Diese Voraussetzung konnte den Aufschub erklären, denn er wusste, dass Sir Giles schwer an den Wirkungen des im Turnier erhaltenen Schlages litt.

Sir Jocelyn fand bald, dass Gondomars Drohungen nicht vergeblich gewesen waren. Am nächsten Tag, als er in den Palast trat, wurde er von dem Lord Kämmerer benachrichtigt, dass er seines Amtes als Kammerherr entsetzt sei. Als er nach dem Grund dieser plötzlichen Entlassung fragte, er-

klärte der Herzog von Lennor achselzuckend, er sei nicht imstande, ihm irgendeine Auskunft zu geben. Aber was der Herzog ihm verweigerte, wurde ihm von Gondomar gewährt, der in dem Augenblick, auf dem Wege zu dem Audienzzimmer, mit Buckingham und einigen anderen Kavaliere in den Korridor trat.

Als der Gesandte seinen ehemaligen Schützling erblickte, blieb er einen Augenblick stehen und sagte mit triumphierendem Lächeln: »Ihr verdankt mir Eure Entlassung, Sir Jocelyn. Ich habe Seiner Majestät einige Umstände hinsichtlich Eurer mitgeteilt, die mir eben erst zu Ohren gekommen sind; und da er keine Spione um sich zu haben wünscht, hat er Euch auf immer aus seiner Nähe verbannt.«

»Mit einem Wort, er hat Euch verboten, wieder im Palast zu erscheinen«, fügte Buckingham, der gleichfalls stehen geblieben war, mit beleidigendem Lachen hinzu.

»Ich muss zum König, Eure Gnaden«, rief Jocelyn dem Lord Kämmerer zu. »Ich will Seiner Majestät die Falschheit dieser Beschuldigung erklären und ihm zeigen, wer der Spion und Verräter ist, den er zu fürchten hat.«

»Ihr könnt nicht durch«, versetzte der Herzog von Lennor, indem er sich in den Weg stellte, während zwei Gardisten vortraten und ihm mit ihren Partisanen den Weg versperrten. »Ich sage kein Wort über die Ursache Eurer Ungnade, aber ich kann Euch versichern, dass Seine Majestät sehr aufgebracht über Euch ist und dass es sehr unbesonnen sein würde, wenn Ihr Euch ihm in seiner gegenwärtigen Gemütsstimmung nähern wolltet, wenn es Euch auch erlaubt wäre, es zu tun – was nicht der Fall ist. Wie gesagt, seid Ihr Eures Amtes entsetzt und habt den Befehl, Euch aus dem Palast zu entfernen, bis es der Wille Seiner Majestät ist, Euch zurück-

zurufen.«

»Und das wird wahrscheinlich nicht so bald geschehen. Nicht wahr, Graf?«, sagte Buckingham lachend.

»Wahrscheinlich nicht, Marquis«, erwiderte der Gesandte. »Ich muss bedauern, dass ich das Mittel gewesen bin, seiner Majestät eine so unwürdige Person vorzustellen; aber ich habe die Sache so viel als möglich wiedergutmacht.«

»Muss ich geduldig alle diese Beleidigungen und Verleumdungen ertragen, Eure Gnaden?«, rief Sir Jocelyn zornig.

»Wenn Ihr Euch von mir raten lassen wollt, so entfernt Euch«, versetzte der Herzog von Lennor, »oder die Beleidigung möchte Euch zu einer verzweifelten Handlung treiben, die Eure Lage noch schlimmer machen würde, sodass von einer Wiederherstellung der Gunst des Königs nicht die Rede sein könnte.«

Während Sir Jocelyn bei sich selber überlegte, ob er den Rat des Herzogs befolgen solle, wurde die Tür des Audienzimmers geöffnet. Jakob kam heraus und ging langsam den Korridor dahin.

Unser junger Ritter hoffte nun, der König möchte sich herablassen, ihn anzusehen und ihn so in den Stand setzen, für seine Sache zu sprechen; und vielleicht hegte der Lord Kämmerer selber ähnliche Erwartungen, denn er drang nicht auf Sir Jocelyns Entfernung, sondern gestattete ihm in dem Korridor zu bleiben, obwohl er von den Gardisten zurückgehalten wurde. Aber beide täuschten sich. Ohne Zweifel zeigte sich Jakob sehr gnädig gegen Buckingham und Gondomar und verweilte einige Minuten, um mit ihnen zu lachen und zu reden.

Als er an Sir Jocelyn vorüberkam, stellte er sich, als bemer-

ke er ihn jetzt erst und sagte im Ton des Vorwurfs zu dem Lord Kämmerer: »Was tut der Spion hier, Herzog? Ich dachte, Ihr hättet unsere Befehle hinsichtlich seiner erhalten. Seht darauf, dass sie künftig besser befolgt werden.« Als der junge Ritter sprechen wollte, unterbrach er ihn mit gebieterischer Gebärde und rief: »Kein Wort, Herr – kein Wort! Wir wollen nichts mehr von Euch hören. Wir haben schon mehr als genug gehört.«

Und er ging weiter.

So wurde Mounchenseys Ungnade von seinen Feinden bewirkt.

## Achtzehntes Kapitel

### Wie die Lehrlinge sich der Sache des Sir Jocelyn annahmen.

Fast bis zum Wahnsinn gebracht durch das unerträgliche Unrecht, welches ihm widerfuhr, verließ unser junger Ritter Whitehall, um, wie er in dem Augenblick dachte, nie wieder in den Palast einzutreten. Doch fühlte er sich durch seine Ungnade nicht gedemütigt, weil er wusste, dass dieselbe gänzlich unverdient war.

Seine Feinde hatten über ihn triumphiert, aber er würde die Niederlage nicht beachtet haben, wenn er den seinem Ruf zugefügten Makel hätte entfernen und die von Gondomar gegen ihn vorgebrachte falsche Anklage hätte widerlegen können.

Mit einem von Wut und Bitterkeit erfüllten Herzen, während tausend wilde Pläne durch sein Gehirn dahinzogen, nahm Sir Jocelyn ein Boot an der Treppe von Whitehall und befahl den Matrosen, den Fluss hinunter zu rudern, ohne einem besonderen Landungsplatz anzugeben. Nach einer Weile gelang es ihm, in gewissem Grade seine zornigen Gemütsbewegungen zu beherrschen. Als die Bootsleute sich einen Augenblick auf ihre Ruder lehnten, um nach seiner Bestimmung zu fragen, sah er sich um und bemerkte, dass er den *Drei Kranichen* gerade gegenüber sei und ließ sich ans Ufer setzen.

Kein besserer Zufluchtsort, wo er seine Fassung wieder erlangen könne, schien sich darzubieten, als das vortreffliche Gasthaus der Madame Bonaventure. Dorthin begab er sich und wurde auf seine Bitte in ein Privatzimmer geführt, von

wo er den Fluss übersah. Kaum war er dort angekommen, als die schöne Wirtin, die ihn die Treppe hatte hinaufsteigen sehen, eintrat und ihn in ihren schmeichelhaftesten Tönen und mit ihrem bezauberndsten Lächeln um seine Befehle bat und erklärte, alles, was ihr Haus vermöge, stehe zu seinen Diensten.

So fuhr sie fort, zu reden, als sie aber bemerkte, dass der junge Ritter sehr niedergeschlagen sei, veränderte sie augenblicklich ihren Ton und sprach so viel Teilnahme für ihn aus, dass er nicht umhin konnte, sehr gerührt davon zu werden. Ohne sie völlig zu seiner Vertrauten zu machen, sagte ihr Sir Jocelyn genug von dem, was sich zugetragen hatte, um ihr seine Lage begreiflich zu machen. Sie war sehr unwillig über die ihm widerfahrene Behandlung. Sie tat ihr Möglichstes, ihn zu trösten, und es gelang ihr so weit, dass sie ihn bewog, von den Leckerbissen zu sich zu nehmen, die Cyprien ihm nebst einer Flasche von dem besten Wein aus ihrem Keller vorsetzen musste. Diese guten Dinge, vereint mit der Teilnahme der Wirtin, wirkten gewiss als ein Balsam auf seine verwundeten Gefühle.

Als die Mahlzeit vorüber war, hielt die gutmütige Wirtin es für das Beste, ihn allein zu lassen. Seinen Stuhl zu dem offenen Fenster hinziehend, begann er über die seltsamen Ereignisse nachzudenken, die ihm begegnet waren, seitdem er zuerst jene schöne Aussicht fast von demselben Punkt aus gesehen hatte. Er gab sich diesem Rückblick hin, als sein Name, von bekannten Tönen ausgesprochen, sein Ohr erreichte, und hinausblickend, bemerkte er Dick Taverner, der auf einer Bank vor dem Haus saß und in Gesellschaft von einem halben Dutzend anderer Lehrlinge trank.

Die Unterhaltung dieser lärmenden Burschen wurde in so

lautem Ton geführt, dass sie nicht umhin konnte, sein Ohr zu erreichen. Er vernahm bald, dass seine Entlassung vom Hof der Gegenstand ihrer Unterredung sei, und dass sie dieselbe - ohne Zweifel infolge der von ihrer Wirtin erhaltenen Nachricht - der Mitwirkung Gondomars zuschrieben. Es war offenbar Dick Taverners Absicht, den Unwillen seiner Kameraden zu erregen, und es machte ihm wenig Schwierigkeit, seinen Zweck zu erreichen, da alle aus sehr entzündbarem Stoff bestanden und geneigt waren, bei der geringsten Annäherung der Lunte Feuer zu fangen. Dick erklärte den ränkevollen und ungetreuen Spanier für einen Verräter am König und für einen Feind des protestantischen Glaubens und riet, Rache an ihm zu nehmen.

Sir Jocelyn bemerkte, dass Dicks Vorschläge von seinen Kameraden lebhaft angenommen wurden und dass die Anzahl seiner Zuhörer sich jeden Augenblick vermehre, während alle von dem, was der Redner sagte, aufgeregt wurden. Da er fürchtete, es möchte Unheil daraus entstehen, so hielt er es für recht, einzuschreiten. Er lehnte sich daher aus dem Fenster und gab sich der unten befindlichen Gruppe zu erkennen.

Als sie ihn sahen und erfuhren, wer er sei, begannen die Lehrlinge heftig zu rufen und sich gegen den spanischen Gesandten zu erklären. Von Dick Taverner angespornt, welcher sich weigerte, auf die Bitten oder Befehle des jungen Ritters zu horchen, ergriffen alle ihre Stöcke, zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen und riefen: »Knittel! Knittel!«

Es war jetzt ebenso vergebens, sie aufzuhalten, als hätte man den Fortschritt einer Feuersbrunst hemmen wollen, und Sir Jocelyn beklagte den Schaden, den diese unverstän-

digen Freunde notwendigerweise seiner Sache zufügen mussten, als Dick Taverner ins Zimmer stürzte, seinen Knittel mit frohlockendem Blick schwang und rief: »Wir haben alles von Madame Bonaventure gehört. Wir wissen um Gondomars Treulosigkeit und die Ungerechtigkeit Seiner Majestät. Wir wollen Euch

Recht verschaffen. Die kühnen Londoner Lehrlinge haben sich für Eure Sache erklärt und wollen Euch rächen. Sie wollen den verräterischen Spanier hängen und sein Haus niederbrennen!«

»Hört, mein guter Freund Dick«, sagte Sir Jocelyn, »dies darf nicht geschehen. Wenn ich auch ungerecht behandelt worden bin und es schwierig finden möchte, Genugtuung zu erhalten, so folgt daraus noch nicht, dass Ihr und Eure Kameraden das Gesetz verletzen dürft. Dieses stürmische Verfahren wird meiner Sache eher nachteilig als günstig sein; und wenn Ihr irgendeine Rücksicht für mich habt, so werdet Ihr Euren Einfluss bei Euren Kameraden anwenden, um sie zurückzuhalten, ehe Unheil angerichtet wird.«

»Unmöglich!«, rief Dick. »Die Sache ist zu weit gegangen, um jetzt gehemmt zu werden. Ihr könnt ebenso gut versuchen, einen durchbrochenen Mühlendamm wieder aufzurichten, als die halsstarrigen Londoner Lehrlinge zurückzurufen, wenn sie ihre Knittel zur Hand genommen haben. Die Sache muss durchgeführt werden. Dies ist nicht die einzige Klage, die wir gegen Gondomar haben. Wir hassen ihn wegen seiner Frechheit und Anmaßung, die er oft gegen uns gezeigt hat. Wir hassen ihn, weil er der geschworene Feind unserer Religion ist und sie umstürzen möchte, wenn er könnte. Was mich betrifft, ich habe meine eigenen besonderen Gründe, ihn zu hassen. Mischt Ihr Euch nicht in die Sa-

che, sondern überlasst uns die Ausführung.«

»Aber ich muss mich einmischen«, rief Sir Jocelyn, »wenn Ihr ungeachtet aller meiner Vorstellungen so handelt. Ich muss Euch eher als Feinde, denn als Freunde ansehen und werde Beistand leisten, um die Störung zu unterdrücken, die Ihr verursachen wollt. Lasst Euch von mir leiten, guter Dickon, und steht davon ab. Ruft Eure Kameraden zurück, die wie losgelassene wilde Hunde umhertoben.«

»Wenn es Hunde sind«, versetzte Dick lachend, »so wird der spanische Gesandte wahrscheinlich mit ihren Zähnen bekannt werden. Aber ich könnte laut pfeifen, ehe diese mächtigen Hunde zu mir zurückkommen würden, und in Wahrheit, Sir Jocelyn, bin ich nicht geneigt, in diesem Fall Euren Befehlen zu gehorchen.«

So redend und fürchtend, dass er gänzlich zurück gehalten werde, wenn er noch länger warte, eilte er aus dem Zimmer und gleich darauf hörte man ihn mit den lautesten seiner lärmenden Kameraden auf dem Kai rufen: »Keine Katholiken! Keine spanischen Spione! Knittel! Knittel!«

Sir Jocelyn sah, dass ein Sturm erregt sei, den man nur mit Schwierigkeit unterdrücken könne; aber es musste eine Anstrengung gemacht werden, auch wenn er genötigt sein sollte, gegen seine Freunde zu handeln. Er war im Begriff, dem Lehrling auf die Straße zu folgen, als er daran durch den plötzlichen Eintritt eines maskierten und in einen schwarzen Mantel gehüllten Mannes verhindert wurde, den er sogleich als denselben erkannte, der ihm das Zeichen für Gondomar gegeben hatte.

»Es ist mir lieb, Euch gefunden zu haben«, sagte dieser geheimnisvolle Mann. »Ich habe mich nach Euch umgesehen, um Euch eine Warnung zu erteilen. Vermeidet jeden Ort,

den Ihr sonst zu besuchen pflegtet, und vor allen Dingen kommt nicht in die Nähe von Avelines Wohnung! Die Offizianten der Sternkammer lauern Euch auf, und wenn sie Euch finden, ist Eure Verhaftung gewiss.«

»Ich kann mich wenig auf das verlassen, was Ihr mir sagt, mein Herr«, versetzte Sir Jocelyn, »nach dem Streich, den Ihr mir gespielt habt, indem Ihr mich veranlasst, jenen Ring dem Grafen von Gondomar zu überliefern. Nichts, was Ihr sagen könnt, soll mich hindern, auszugehen, wie ich es gewohnt bin; und es ist meine Absicht, bald zu der Wohnung zu gehen, welche zu vermeiden Ihr mir besonders angeraten habt.«

»Ihr werdet Eure Unbesonnenheit bereuen, junger Herr«, sagte der andere, »aber ich bitte Euch, nicht eher hinauszugehen, bis Ihr gewisse Mittheilungen gehört habt, die ich Euch zu machen habe und die, wie ich fest überzeugt bin, Euch bewegen werden, Eure Meinung von mir zu ändern.«

»Ich kann den Angaben eines gedungenen Spions keinen Glauben schenken, der für den Feind seines Vaterlandes handelt«, versetzte Sir Jocelyn verächtlich.

»Lasst mich vorüber, Herr. »Euer Patron Gondomar ist in Gefahr, von diesen heißköpfigen Lehrlingen, und wenn Ihr ihm für vergangene Gunst Dank schuldig seid, so könnt Ihr jetzt Gelegenheit finden, sie an den Tag zu legen.«

»Was! Seid Ihr im Begriff, für Euren Feind und gegen Eure Freunde Partei zu nehmen? Diese Lehrlinge sind im Begriff, Euer Unrecht zu rächen – freilich auf ungesetzliche Weise – aber die Umstände rechtfertigen ihre Handlungen.«

»Keine Umstände können je Gewalttätigkeit und Verletzung des Gesetzes rechtfertigen«, sagte Sir Jocelyn, »und wenn man gegen Gondomar Gewalttätigkeiten unternimmt,

muss ich ihn verteidigen.

»Dies ist Wahnsinn!«, rief der andere. »Bleibt und hört, was ich Euch zu sagen habe. Es ist von großer Wichtigkeit für Euch, es zu wissen.«

»Nicht jetzt«, versetzte Sir Jocelyn, sich an ihm vorüberdrängend, »bei einer anderen Gelegenheit.«

»Ihr werft Leben und Freiheit von Euch, Sir Jocelyn, und zwar ohne allen Zweck«, rief der andere.

»Er achtet nicht auf mich«, fügte er im Ton der getäuschten Erwartung hinzu. »Der Unbesonnene wird alle Pläne vereiteln, die ich für ihn entworfen habe, und zwar in demselben Augenblick, wo sie zur Reife gelangt sind. Ich muss ihm folgen und ihn beschützen.«

Auch er eilte die Treppe hinunter und eilte Sir Jocelyn über dem Kai nach; doch dieser lief eine enge Gasse hinauf, die mit Thannes Street in Verbindung stand.

Hier hatte sich bereits eine zahlreiche Menge von Lehrlingen versammelt, die eine Beratung über ihren Angriffsplan hielten. Nachdem sie eine kurze, aber aufregende Anrede von Dick Taverner angehört hatten, der zu dem Zweck auf einen Stein stieg und ihnen riet, zu der Wohnung des verhassten Gesandten in Holborn zu gehen und dort seine Rückkehr von Whitehall abzuwarten, billigten sie seinen Vorschlag, wählten Dick einstimmig zu ihrem Anführer, traten ihre Expedition an und erhielten unterwegs noch weitere Verstärkung.

Als sie Blackfriars erreichten, zählten sie bereits viele Hunderte. Es wurde ihnen wenig oder gar kein Hindernis in den Weg gestellt und die geringe Störung, die ihnen eine Abteilung der Stadtwache entgegenstellte, wurde bald beseitigt. Bridewell umgehend, schritten sie durch Shoe Lane, stiegen

Holborn Hill hinauf und befanden sich in der Nähe von Ely House, wo sie Halt machten und ihre Streitkräfte sammelten.

Ende des dritten Bandes

